

RUDOLF STEINER

**GEISTESWISSENSCHAFTLICHE
SPRACHBETRACHTUNGEN**

Eine Anregung für Erzieher

GA-299

*Sechs Vorträge, gehalten in Stuttgart
vom 26. Dezember 1919 bis 3. Januar 1920
für die Lehrer der Freien Waldorfschule*

**RUDOLF STEINER VERLAG
DORNACH/SCHWEIZ**

Inhaltsverzeichnis

I • 01 KURZE GESCHICHTLICHE ÜBERSICHT DES SPRACHWERDEGANGES	3
I • 02 DIALEKTE.....	11
I • 03 DER KELTISCHE EINSCHLAG	20
I • 04 SPRACHGESCHICHTLICHES UND SPRACHPSYCHOLOGISCHES.....	31
I • 05 BEOBACHTUNG DES SPRACHWANDELS.....	42
I • 06 METHODISCH-DIDAKTISCHER HINWEIS	53

I • 01 KURZE GESCHICHTLICHE ÜBERSICHT DES SPRACHWERDEGANGES

Erziehung – GA-299 Geisteswissenschaftliche Sprachbetrachtungen

Kurze geschichtliche Übersicht des Sprachwerdeganges. Fähigkeit der Umbildung des deutschen Sprachgeistes. Die Entwicklung des Wortbestandes der deutschen Sprache durch das Einströmen aus dem Christentum, durch das Schulwesen vom romanischen Süden, einer französischen und einer spanischen Welle. Zuletzt, im 19. Jahrhundert, wandert manches von England herein. Mit den späteren Einströmungen geht die Umbildungsfähigkeit des deutschen Sprachgeistes zurück. Das gefühlte Element im Sprachlichen weicht allmählich vor dem Sinngemässen.

Erster Vortrag, Stuttgart, 26. Dezember 1919

Einige der Freunde haben mich veranlasst, zu Ihnen während dieses Aufenthaltes auch einiges über Sprachliches zu sprechen. Noch mehr als bei den naturwissenschaftlichen Kursen muss ich sagen, kann selbstverständlich bei einer so plötzlich auftretenden Absicht dasjenige, was in diesen paar Stunden zu Ihnen gesprochen werden kann, nur ganz episodisch sein. Noch mehr als die naturwissenschaftlichen Betrachtungen müssen diese Sprachbetrachtungen mit einer gewissen Nachsicht genommen werden, weil sie durchaus eine improvisierte Sache sind. Es kann sich also nur darum handeln, einige Hinweise zu geben, die besonders auch nützlich werden könnten für unseren Unterricht in der Waldorfschule, für den Unterricht überhaupt.

Vielleicht kann dasjenige, was ungefähr beabsichtigt worden ist, am besten erreicht werden, wenn wir das eine oder andere an eine Art geschichtlicher Betrachtung der Sprache angliedern. Daher bitte ich Sie, was ich heute sagen werde, als eine lose Zusammenfügung von allerlei Bemerkungen aufzufassen, die als Einleitung dienen sollen für dasjenige, was wir in diesen paar Stunden miteinander behandeln werden.

Es ist ja wohl gerade an der deutschen Sprache zu beobachten, wie sich in der Sprache eines Volkes durch die Entwicklung dieser Sprache auch die Entwicklung des Seelenlebens selber ausdrückt. Nur muss man sich klar darüber sein, dass nicht in jedem Zeitabschnitt der Mensch zu der Sprache im gleichen Verhältnis steht wie in einem anderen Zeitabschnitt. Je weiter wir zurückgehen in der Entwicke-

lungsgeschichte eines Volkes, desto lebendiger finden wir in gewisser Beziehung alles das, was an Kräften der menschlichen Seele und auch an Biagsamkeitskräften des menschlichen Leibes mit der Sprache zusammenhängt. Ich habe das ja selbst des öfteren empfunden. Wenn Sie meine Bücher durchgehen, so werden Sie das ganz bewusste Bestreben finden, selbst bei philosophischen Themen möglichst in deutscher Sprache zu sprechen. Das wird mir ja gerade übelgenommen von manchen Gegnern, die dann nicht anders können als gegen das zu wettern, was in bewusster Art gerade in diesen Büchern für die Sprache angestrebt wird. Es ist heute schon im Deutschen ausserordentlich schwierig, gewissermassen noch innere lebendige Kräfte zu finden, welche die Sprache weitergestalten. Namentlich ist es schwierig, Sinnangliederungen zu finden, also einen gewissen Sinn in einer völlig adäquaten Weise dadurch auszudrücken, dass man versucht, irgendein Wort aufzunehmen, wie ich es zum Beispiel versucht habe mit dem Worte *kraften*, ein Wort, das sonst in der deutschen Sprache weniger gebraucht wird. Da versuchte ich, in Aktivität zu versetzen, was sonst nur mehr passiv ausgedrückt wird. Auch mit anderen Wörtern habe ich dergleichen versucht; aber trotzdem wir nur um ein Jahrhundert hinter Goethe liegen, wird es uns heute schon schwer, so weitgehende neue Wörter zu prägen, die prägnant Dinge ausdrücken, welche wir als neue Gedanken der Zeitentwicklung einzuverleiben versuchen. Wir denken nicht daran, dass zum Beispiel das Wort *Bildung* nicht älter ist als die Goethe-Zeit! Vor der Goethe-Zeit gab es in Deutschland noch keinen gebildeten Menschen, das heisst man sagte zu dem, was man da meinte, noch nicht ein gebildeter Mensch. Die deutsche Sprache hatte noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine starke innere plastische Kraft, und so konnten solche Worte, wie *Bildung* oder gar *Weltanschauung*, das auch erst seit der Goethe-Zeit auftritt, noch gebildet werden. Es ist ein grosses Glück, in einem Sprachzusammenhang zu leben, der solche innere Bildung noch zulässt. Man merkt das ja insbesondere stark, wenn man zum Beispiel in der Lage ist, immerfort von der Übersetzung seiner Bücher ins Französische oder Englische oder in andere Sprachen einiges zu hören. Da übersetzen die Leute im Schweisse ihres Angesichts, so gut sie es können; aber immer, wenn einer etwas übersetzt hat, findet es der andere spottschlecht, keiner findet die Übersetzung gut. Und wenn man auf die Sachen eingeht, so kommt man darauf, dass vieles, wie es da in den Büchern steht, in der Übersetzung so nicht gesagt werden kann. Ich antworte dann den Leuten: Im Deutschen ist alles richtig; man kann das Subjekt an erster, an zweiter, an dritter Stelle setzen, da ist mehr oder weniger noch alles richtig. — Und die pedantische, philiströse Einrichtung, dass etwas nicht gesagt werden kann im Absoluten, ist im Deutschen noch nicht so vorhanden wie bei den westlichen Sprachen. Aber denken Sie, wohin man gekommen ist, wenn man an eine stereotype Ausdrucksweise gebunden ist! Man kann da noch nicht individuell denken, sondern eigentlich nur im Gruppengeist Dinge denken, die man den anderen Menschen mittei-

len will. Das ist auch für die Bevölkerung der westlichen Zivilisationen in hohem Grade der Fall; sie denken in stereotypen Ausdrucksformen. Sehen Sie, gerade an der deutschen Sprache kann man Beobachtungen machen, wie dasjenige, was ich den Sprachgenius nennen möchte, allmählich versteift ist, wie man in unserer Zeit sich auch schon mit dem Deutschen dem Stadium nähert, wo man nicht mehr aus den stereotypen Formen herauskann. Das war in der Goethe-Zeit nicht so, und noch weniger so in noch früheren Zeiten. Und das hängt wohl zusammen mit der gesamten Sprachentwicklung Mitteleuropas.

In verhältnismässig noch junger Zeit war Mitteleuropa bis weit nach dem Osten hin bewohnt von einer primitiven Bevölkerung, von einer Bevölkerung mit grossen geistigen Anlagen, aber mit einer relativ primitiven äusseren Kultur, mit einer Kultur, welche mehr oder weniger streng aufging im Wirtschaftsleben und in alledem, was sich aus diesem entwickeln liess. Und es wurde aufgenommen zunächst auf dem Umwege über die östlich-germanischen Volksstämme vieles von der geistigen Kultur der Griechen. Damit ist aber in das Germanische, das später das Deutsche geworden ist, vieles von dem Griechischen in die Sprache Mitteleuropas eingedrungen. Da ist durch die ganzen Jahrhunderte, in denen das Christentum sich ausbreitete von Süden nach Norden, mit den Begriffen, mit den Ideen, mit den Vorstellungen ungeheuer viel sprachliches Gut eingezogen. Die verschiedenen germanischen Stämme Mitteleuropas hatten für die wichtigsten Begriffe, die sie mit dem Christentum übermitteln erhalten sollten, wahrhaftig nicht die Möglichkeit, diese aus ihrer Sprache heraus auszudrücken. Selbst dasjenige, was uns überliefert ist, sagt uns da nicht immer das Wahre. So gehört zum Beispiel, was man das Segnen nennt, im wesentlichen zu dem, was sich mit dem Christentum ausgebreitet hat. Dieser spezifische Begriff des Segnens, der war im nordisch-germanischen Heidentum nicht vorhanden. Wir haben zwar da die Zaubersprüche, allein die hatten etwas Magisches, hatten eine magische Kraft in sich; das war nicht eigentliches Segnen. Dieses Segnen ist etwas, was im Grunde erst durch das Christentum eingezogen ist; und dieses Segnen hängt zusammen mit dem Substantiv der Segen. Das ist eine in alten Zeiten unter dem Einfluss des Christentums hereingenommene Wortbildung. Und diese Wortbildung ist signum = das Zeichen, so dass also mit dem Christentum das Wort signum eingezogen ist und daraus der Segen und auch das Segnen geworden ist. Nun bitte ich Sie zu beachten, welche sprachbildende Kraft dazumal noch der Sprachgenius gehabt hat! Wir würden heute nicht mehr imstande sein, ein Fremdwort so innerlich umzubilden und umzubiegen, dass aus signum Segen wird. Wir würden das Fremdwort vielmehr als Fremdwort behalten, weil nicht mehr aus den Tiefen heraufdringt die aus dem Inneren heraus schöpfende, sprachumbildende Kraft. Bei vielen Wörtern, die man heute schon als ganz gut deutsch empfindet, muss man sich klar sein, dass sie nichts anderes sind als Eindringlinge, die mit dem

Christentum gekommen sind. Nehmen wir das Wort predigen. Predigen ist nichts anderes als praedicare. Man hatte noch die Möglichkeit, das praedicare innerlich umzubilden. Predigen ist gar kein deutsches Wort, sondern nur die Umbildung des Wortes praedicare, was ja auch predigen bedeutet; aber wir haben ein eigentlich deutsches Wort für diese christliche Tätigkeit des Predigens nicht. So ist es notwendig, dass, wenn wir die eigentliche sprachbildende Kraft der deutschen Sprache kennenlernen wollen, wir erst unsere Sprache durch ein Sieb treiben müssen. Wir müssen gewissermassen alles das absondern, was auf dem Umwege durch die Kulturströmungen, die in unsere mitteleuropäische Kultur sich ergossen haben, in die Sprache gekommen ist. Bei manchen Wörtern merken Sie es eigentlich wirklich nicht mehr. Sie sprechen vom Weihnachtsfest, empfinden das Fest. Weihnacht ist ein urdeutsches Wort, aber Fest ist ein romanisches, ein lateinisches Wort, welches in alter Zeit zu einem deutschen geworden ist. Fest, das führt in die Zeit zurück, wo auf der einen Seite, eben mit dem Eindringen des Christentums, wirklich Fremdes eingedrungen ist, wo aber zu gleicher Zeit dieses so umgebildet worden ist, dass wir heute gar nicht mehr die Empfindung haben, dass es ein Fremdwort sei. Wer denkt heute in aller deutschen Welt daran, dass das Wort verdammen ein lateinisches Wort ist, das zu einem deutschen geworden ist von damnare. Also wir müssen sehr sieben, wenn wir auf dasjenige kommen wollen, was eigentlich nun wirklich deutsche Sprache ist; denn vieles ist eben mit dem Christentum eingetreten; vieles ist wiederum eingetreten dadurch, dass aus dem Christentum sich das Schulwesen herausgebildet hat. Den Lehrstoff in diesem Schulwesen nahm man so auf, wie man ihn im Süden, in der griechisch-lateinischen Kultur hatte. Und man fand keine Wörter vor für dasjenige, was man mitteilen sollte. Man musste mit den Begriffen zu gleicher Zeit die Wörter bringen. Das geschah zuerst in den Lateinschulen, verpflanzte sich aber hinunter auch in die niederen Schulen; und so haben wir dasjenige, was heute die Grundlage für unsere Bildung macht, die Schule selbst, als ein Fremdwort. Denn Schule ist auch kein deutsches Wort, so wenig wie Scholastik ein deutsches Wort ist. Schola, althochdeutsch scola, die Schule, ist also ein fremdes Wort. Und Klasse ist erst recht ein fremdes Wort. Ja, man braucht nur hinzuschauen, wohin man will: Tafel ist ein fremdes Wort - tabula; schreiben ist ein fremdes Wort - scribere. Also gerade alles das, was in die Schule eingedrungen ist, ist eigentlich damit, dass wir den Schulstoff vom Süden her erhalten haben, der romanisch ist, in unsere Sprache von aussen hereingedrungen.

Damit haben wir gewissermassen die eine Schicht dessen, was wir absieben müssen aus dem Deutschen, wenn wir den eigentlichen Charakter des deutschen Sprachwesens studieren wollen. Da müssen wir fast alle ausgesprochen fremden Wörter herausgesiebt haben. Denn die drücken nicht das aus, was aus der deutschen Volksseele kommt, sondern die sind hineingegossen in das Wesen der deut-

schen Volksseele; sie bilden gewissermassen eine Art Firnis auf dem deutschen Wesen. Wir müssen das suchen, was unter diesem Firnis ist. Suchen wir zum Beispiel beim Schulwesen nach demjenigen, was unter dem Firnis ist, so bekommen wir verhältnismässig wenig, aber sehr Charakteristisches. Zum Beispiel ein urdeutsches Wort ist das Wort Lehrer; ein urdeutsches Wort ist auch das Wort Buchstabe, wovon dann Buch kommt. Es ist von den hingeworfenen Stäben, welche die Worte gebildet haben, gekommen durch die alte Sitte, durch hingeworfene Buchenstäbe die Buchstaben auszudrücken, woraus dann das Zusammenlesen, also das Lesen gekommen ist, und der Leser, der zum Lehrer geworden ist. Das sind urdeutsche Bildungen. Aber Sie sehen, die tragen einen ganz anderen Charakter, die führen uns überall zurück auch auf das Seelenleben, das in Mitteleuropa geführt worden ist. So stiessen zusammen das alte heidnische Wesen und das christliche Wesen, und mit diesen beiden Wesen stiessen eben auch die zwei Sprachelemente, das südliche und das mehr nordische, durchaus zusammen. Sie können sich vorstellen, welche starke umbildende Seelenkraft im 1. Jahrtausend nach dem Mysterium von Golgatha in der deutschen Sprache gewesen sein muss, dass sie so stark, wie sie das getan hat, das Christentum aufgenommen hat, und dass sie zu gleicher Zeit mit dem Christentum die Wörter aufnehmen konnte, die die wesentlichsten Geheimnisse des Christentums ausdrückten.

Nun haben wir aber damit nur eine Schicht gegeben. Wir kommen in sehr frühe Zeiten zurück, in die Zeiten, die noch mit der Völkerwanderungszeit etwas zusammenhängen, wenn wir diese eine Schicht des in das Deutsche eindringenden romanischen Sprachelementes aufsuchen. Aber auch später hat das romanische Wesen einen grossen Einfluss auf das Deutsche ausgeübt. Und so sehen wir, wie durch die verschiedensten Ereignisse eine zweite Schicht mehr vom Westen, vom romanischen Spracheinfluss herüberkommt. Im 12. Jahrhundert beginnt es und dauert bis ins 18. Jahrhundert hinein, dass fortwährend französische Wörter aufgenommen werden, französische Wörter für Dinge, für die man zwar Begriff und Empfindung hat, aber durch die man gewisse Begriffe und Empfindungen modifiziert. Ich habe mir eine Anzahl von diesen Wörtern notiert; meine Notizen machen aber auf Vollständigkeit keinen Anspruch, weil sie gewissermassen, da ja die ganzen Vorträge improvisiert sind, aus dem Gedächtnis hingeschrieben sind. Ich habe versucht, gerade urdeutsch scheinende Worte zu nehmen. Nehmen Sie zum Beispiel das Wort fein. Fein ist ein Wort, das Sie vor dem 12. Jahrhundert nicht finden. Es ist über fin aus dem Französischen herübergekommen. Sie sehen daraus, wie im 13. Jahrhundert die sprachbildende Kraft noch so gross gewesen ist, dass ein Wort umgebildet werden konnte so stark, dass man es heute als durchaus deutsches Wort empfindet. Selbst ein solches Wort wie Kumpan, das sehr populär geworden ist, es ist nur die Umbildung von compaignon; und ein Wort, das uns heute sehr häufig begegnet,

Partei, gehört zu denjenigen Worten, die dazumal eingewandert sind. Tanz ist dazumal ins Deutsche hereingekommen. Das sind alles Wörter, die erst seit dem 12. Jahrhundert im Deutschen sind und die bei dieser zweiten Invasion, bei der, die ich speziell die französische nennen möchte, hereingekommen sind: Schach, matt, Karte, As, Treff, kaputt - alles Wörter, die dazumal in unsere Sprache eingedrungen sind. Etwas sehr Merkwürdiges ist dieses, dass wir unzählige, wenigstens sehr, sehr viele solcher Wörter haben, die vom 12. Jahrhundert an durch das 13., 14., 15., 16. Jahrhundert von Frankreich her, vom Westen her⁵ in das Deutsche eingedrungen sind. Es sind durchaus Wörter, welche viel dazu beitragen, dass innerhalb des Sprachlichen ein leichtes Element, ein legeres Element, das früher viel schwerere des deutschen Sprechens durchdrang. Die Sprache, die vorher in deutschen Gegenden gesprochen worden ist, hatte etwas viel Volleres; und Sie werden sehen, wie man mit ihr solche Dinge nicht leicht hätte ausdrücken können. Man hätte leicht ausdrücken können: Du bist ein kühner Held. Das liess sich in der alten deutschen Sprache leicht ausdrücken. Nicht aber: Du bist ein feiner Kerl -, das liess sich in derselben Nuance nicht ausdrücken wie heute; dazu braucht man eben das Wort fein. Ebenso wenig wären andere Dinge möglich geworden, wenn nicht diese Invasion durch das Französische gekommen wäre.

Merkwürdig wenig ist gerade in die nördlicheren Gegenden von Italien her gekommen. Zur Zeit der Renaissance manches, was Bezug hat auf Musikalisches, aber sonst eigentlich nichts. Dagegen kommt auf dem Umwege über Süddeutschland und Österreich später eine dritte Art von Invasion - wenn auch nicht so stark - von Worten wie bizarr. Damals ist sogar das Wort lila erst gekommen; das hat es früher nicht gegeben. Diese Worte kamen zu gleicher Zeit mit dem Worte Neger und dem Worte Tomate. Das ist alles aus Spanien bezogen. Damit aber haben wir zu gleicher Zeit eine Phase des Eindringens fremder Sprachelemente, bei der man schon sehen kann: Der Sprachgenius ist nicht mehr so biegsam. Diese Wörter sehen ihren ursprünglichen Wörtern viel ähnlicher. Und am ungünstigsten ist die Sache später geworden, als die Deutschen dazu gekommen sind, das Englische eindringen zu lassen, eigentlich erst im späten 18. Jahrhundert und dann im 19. Jahrhundert. Da sind vorzugsweise die Wörter für das äussere Leben eingedrungen; aber sie sind fast so geblieben, wie sie im Englischen sind. Da hatte schon der deutsche Sprachgenius die Möglichkeit des Umbildens, des innerlichen Aufnehmens verloren.

So habe ich versucht, Sie aufmerksam zu machen, wie, wenn man in alte Zeiten zurückgeht, die Fähigkeit des Aufnehmens, des Umbildens gerade beim germanisch-deutschen Elemente ausserordentlich stark vorhanden ist. Nehmen Sie - ich will Ihnen dies noch kräftig erhärten - zum Beispiel ein so deutsches Wort, dass man eigentlich, auch wenn man bewandert ist in dem Empfinden der Dialekte, gar nicht

zweifeln kann an der Echtheit des betreffenden Wortes: Sie kennen vielleicht das Wort Riegelwand für Fachwerkwand. Riegel - urdeutsch wird es auf die Zunge genommen und ausgesprochen. Und dennoch, dieses Wort ist in dem deutschen Sprachgebiet nicht länger als seit der Zeit, seit welcher italienisch-lateinisch gebildete Architekten mit solchem Material gebaut haben, das dann später Veranlassung gegeben hat, Riegel wände auszubilden. In sehr alten Zeiten wurde in anderer Weise gebaut, und diese Architekten hatten für die Art ihres Arbeitens das Wort regula, die Regel, eingeführt; und in dieser Zeit war der sprachbildende Geist noch so stark, das Wort regula in das Wort Riegel umzubilden. Wer aber weiss denn heute, dass dieses urdeutsch scheinende Wort Riegel nichts anderes ist als Regel, regula! Wir wären heute nicht mehr imstande, solche Umbildungen zu machen. Wir halten auch Keller, den Keller unten, für ein urdeutsches Wort, und doch ist es nichts anderes als die Umbildung von cellarium. Ich will Ihnen noch ein ganz urdeutsch aussehendes Wort anführen, damit Sie sehen, wie brenzlich es hätte werden können, wenn man begonnen hätte, nach gewissen Tendenzen, wie sie vor einiger Zeit vorhanden waren, alle Fremdwörter auszumerzen. Hätte man das getan, Riegel wäre gefallen, Keller wäre gefallen; aber wissen Sie, was auch hätte fallen müssen? Das Wort Schuster hätte fallen müssen! Schuster, dieses Wort ist nämlich in die deutsche Sprache dadurch gekommen, dass Leute aus dem Süden gekommen sind, die die Deutschen gelehrt haben, die Fussbekleidung anstatt wie früher bloss zusammenzubinden, nun zu nähen. Und mit dem Nähen der Fussbekleidung hängt das Wort sutor zusammen; dieses Wort umgebildet, ist das heutige deutsche Wort Schuster geworden. Also durchaus ein fremdes Wort ist das heutige Wort Schuster.

Sie sehen daraus, wie wir eigentlich stark sieben müssen, wenn wir zu ursprünglich deutschen Wörtern kommen wollen. Wir dürfen nicht einfach dasjenige nehmen, was heute an der Oberfläche der Sprache schwimmt, denn das folgt ganz anderen Gesetzen. Wenn wir zurückgehen wollen auf das, was aus dem Sprachgenius heraus sprachschöpferisch war, dann müssen wir eben zuerst sieben. In einer merkwürdigen Weise geht das sprachbildende Element vor. Und man sieht das am besten, wenn man darauf achtet, wie in die Sprache herein noch Dinge geführt werden können, ich möchte sagen, durch eine gewisse Tyrannis von unten Dinge hineingeführt werden können, auch in einer Zeit, wo der sprachbildende Genius nicht mehr seine volle Tragkraft hat. Da ist zum Beispiel vor verhältnismässig noch gar nicht langer Zeit folgendes in Europa geschehen: Es gibt in der Nähe von Raab einen Ort, der heisst Kocs. Und - ich glaube, es war im 16. Jahrhundert - da ist ein erfinderischer Mensch aus diesem kleinen Orte bei Raab darauf gekommen, handliche Karren zu fertigen, mit denen sich leicht fahren lässt; diese haben sich ein bisschen ausgebreitet und haben den Ort Kocs populär gemacht. So wie die «Frankfurter Würste» bekannt sind, wie man eben gewisse Würste «Frankfurter Würste» nennt,

so hat man solche Karren Kocsi genannt. Und sehen Sie, das hat eine solche Tragkraft gehabt, dass das Wort, das daraus entstanden ist, das Wort Kutsche, sogar bis nach Frankreich und zu den stolzen Engländern gegangen ist! Und doch ist dieses Wort noch gar nicht alt, sondern hat sich in verhältnismässig sehr junger Zeit mit einer gewissen tyrannischen Gewalt von dem Karrenfahrer in Kocs her ausgebreitet.

Also seien wir uns darüber klar: Wenn wir eine fertige Sprache vor uns haben, dann müssen wir gerade an der Sprache, um zu dem innerlichen Kern vorzudringen, sehr viel Aussenwerk wegnehmen. Dann aber müssen wir folgendes sagen, wenn wir zum Kern vordringen: dieser Kern zeigt uns allerdings, dass er mit innerlicher sprachbildender Kraft nur entstehen konnte in einer Zeit, in der die Gedanken noch viel tiefer sassen, als sie zum Beispiel heute innerhalb der deutschen Kultur sitzen. Die Gedanken müssen dazu noch viel näher dem ganzen Wesen des Menschen stehen. Wir fühlen heute nicht mehr die Kraft, die wir im Gedanken fühlen, auch noch im Worte drinnen. Wir fühlen sie manchmal, wenn wir zurückgehen zu den Dialekten, die wiederum um Stufen tiefer stehen. Wir sagen heute in der gebildeten Umgangssprache Blitz, um etwas Kurzes auszudrücken. In gewissen süddeutschen Dialekten sagt man noch Himlizzer. Wenn man das sagt, dann haben Sie die ganze Blitzform darinnen! Da ist noch Anschauung des in der Natur Geformten drinnen. Kurz, man kommt in den Dialekten noch zurück auf Wortformen, in denen man in der Wortform dasjenige nachfühlt, was draussen in der Natur vor sich geht. So ist es aber bei den Kernen der Sprachen durchaus der Fall. Da steht das begriffliche, das ideelle Moment viel näher noch dem lautlichen Element. Und gerade am Deutschen kann man an der Sprachgeschichte verfolgen, wie in älteren Zeiten das Hineinsenken des Sinnes in den Laut noch gang und gäbe war, und wie dann die Sache abstrakt geworden ist. Solchen Worten wie Tag, das ein urdeutsches Wort ist, fühlt derjenige, der T und A empfinden kann - Sie können es insbesondere aus der Eurythmie fühlen -, noch an, was ich nennen möchte: das Hineindringen des Sinnes in den Laut. Später traten dann Wörter auf, Ideen, deren abstrakter Sinn in das Wort hineingenommen wurde. Sehen wir den Eigennamen Leberecht an. Man nennt ein Kind Leberecht, um ihm als Geleite mitzugeben, dass es recht leben solle, dass es nicht abirren solle. Oder Traugott. Als solche Wörter gebildet wurden, war noch ein gewisses sprachbildendes Element da, aber abstrakt, nicht ursprünglich.

Das wollte ich Ihnen heute als Einleitung sagen, damit wir dann zu Konkreterem fortschreiten können.

I • 02 DIALEKTE

Erziehung – GA-299 Geisteswissenschaftliche Sprachbetrachtungen

Hinweise für eine organische Betrachtung des sprachlichen Lebens. Das innere Seelische findet seinen Ausdruck im äusserlich Sprachlichen. Allmähliches Abnehmen der Sprachbildungskraft. Dialekte. Die Sprache ist mehr und mehr zu einem unbewussten Willenselement geworden. Bedeutungswandel der Worte im Laufe der Zeiten. Allmähliches Heraustreten des Sprachlichen aus dem Konkreten in das Abstrakte. Zurückführung sprachlicher Momente auf das Seelische.

Zweiter Vortrag, Stuttgart, 28. Dezember 1919

Auch heute möchte ich wiederum ein paar Worte vorausschicken, wie ich das schon vor dem ersten Vortrag getan habe. Ich bitte Sie durchaus, an diese paar Stunden, die ich dieser Angelegenheit hier widmen kann, nicht zu grosse Hoffnungen zu knüpfen; zunächst nicht inhaltlich. Es wird ja auf der anderen Seite bedeutungsvoll sein, eine Anregung in dieser Sache zu geben. Aber bei der improvisierten Art, wie das hier zustande gekommen ist, kann es sich bei dem, was hier über die Sprachentwicklung gesagt werden soll, wirklich auch um nichts anderes handeln als um einige improvisierte Dinge. Und wir werden vielleicht nur aus der Art und Weise, die ich in den Besprechungen einhalten werde, eine Richtschnur empfangen. Ich werde mich an nichts Gebräuchliches halten, sondern versuchen, Sie auf mancherlei hinzuweisen, das wichtig werden wird für eine organische Betrachtung des sprachlichen Lebens.

Im ersten Vortrag habe ich darauf hingewiesen, wie gerade unsere deutsche Sprache eine Entwicklung dadurch durchgemacht hat, dass ihr Wortbestand gewissermassen Invasionen erfahren hat. Wir haben auf eine solche bedeutungsvolle grosse Invasion verweisen können: auf diejenige, die mit dem Einströmen des Christentums in die nordischen Kulturen gekommen ist mit alldem, was sich an dieses Einströmen des Christentums angeschlossen hat. Das Christentum hat ja nicht bloss eben seinen Inhalt gebracht, sondern diesen Inhalt in Wortbildern gebracht. Und so wenig auch, nur äusserlich genommen, in den Volksreligionen der nord- und mitteleuropäischen Bevölkerung etwas war von dem, was das Christentum brachte, ebensowenig war die Möglichkeit da, mit dem Wortbestand der Leute Nord- und Mit-

teleuropas das Christentum aufzufassen. Daher wurden von seinen Trägern mit dem Christentum zugleich die christlichen Vorstellungen und christlichen Empfindungen und alles das, was die Wortkleider sind, gebracht. Wir haben ja eine Summe von solchen Dingen angeführt, die gewissermassen auf den Flügeln des Christentums sprachlich nach Norden getragen worden sind. Dann aber ist auch alles das, was die Schule betrifft, mit einer von Süden nach Norden gehenden Strömung gekommen. Wörter, die sich auf Schulmässiges beziehen, wie Schule und Tafel und so weiter - ausser etwa Lesen oder Buchstabe oder Lehrer -, sind vom Süden heraufgekommen, sind eigentlich romanisch-lateinischen Ursprunges und sind so dem deutschen Sprachorganismus einverleibt worden, dass heute der Mensch nicht mehr bewusst daran denkt, dass er mit solchen Dingen im Grunde genommen Fremdwörter im deutschen Sprachorganismus hat. Ich habe dann darauf hinweisen können, wie später vom Westen herüber, vom 12. Jahrhundert an wiederum eine neue Invasion von vielem Sprachlichen gekommen ist. Und dann wies ich Sie hin auf eine spanische Welle und zuletzt auf das, was eigentlich erst im 19. Jahrhundert gekommen ist: auf alles das, was von England her eingewandert ist.

An den Beispielen, die ich Ihnen gegeben habe - und diese Dinge sollen später genauere Ausgestaltungen erfahren -, können Sie vorläufig ersehen, dass in jenen alten Zeiten, in denen zunächst das Christentum und mit ihm manches andere seinen Einzug gehalten hat, der Sprachgenius noch die Möglichkeit gehabt hat, innerlich nach dem Volksempfinden dasjenige in sich aufzunehmen und umzugestalten, was da gekommen ist. Es ist zwar nicht an einem spezifischen, dem Christentum angehörigen Worte auf das Eigentümliche dieser Tatsache hingewiesen worden, sondern auf die Verwandtschaft des, wie man meint, urdeutschen Wortes Schuster mit sutor. Es ist ein und dasselbe Wort. Es ist einfach noch so viel sprachbildende Kraft im Genius des deutschen Volkstums enthalten gewesen, dass man ein Wort so umgestalten konnte. Sutor gehört zu der ältesten Invasion. Je weiter man von dieser ältesten Invasion zu der nächsten geht, die sich mehr auf das Schulwesen bezieht, desto mehr wird man schon finden, dass der Wortklang, wie er im Deutschen ist, ähnlich ist dem Lateinischen. Und so geht es weiter. Mit den später eintretenden Sprachströmungen zeigt es sich, dass der eigene deutsche Sprachgeist immer unfähiger ist, dasjenige, was da auftritt, umzubilden. Das wollen wir festhalten. Ob im Laufe der Zeit auch Five o'clock tea umgewandelt wird, also ob der deutsche Sprachgenius in verhältnismässig langer Zeit so etwas wie eine umbildende Kraft zu entwickeln imstande ist, wie er es in kürzerer Zeit früher entwickelt hat, das muss abgewartet werden, und das ist für unser Ziel nicht bedeutend.

Wir wollen uns nämlich zuletzt die Frage vorlegen, was es für das ganze Volksleben für eine Bedeutung hat, dass die innere sprachbildende Kraft, wenigstens zeitweilig, abnimmt, also für den Augenblick heute nicht so vorhanden ist wie früher.

Diese sprachbildende Kraft ist heute noch in um so stärkerem Masse vorhanden, je mehr man in die Dialekte hinuntersteigt. So zum Beispiel kann man nach dem Ursprung eines höchst eigentümlichen Wortes fragen, das im österreichischen Dialekt sich findet: pakschierli, oder bakschierli. Die Österreicher werden es wohl kennen. Man kann unmittelbar empfinden, was pakschierli ist: ein kleines Mädchen, das, wenn es fremden Leuten vorgeführt wird, ein bissei tänzelt, allerlei vormacht, was in der Sphäre des Artigen bleibt - das ist pakschierli. Oder sagen wir, ein kleines Marzipandingelchen, das nicht gerade zum Lachen, aber zu jenem inneren Seelenzustand Veranlassung gibt, welcher charakterisiert werden kann als: man lacht noch nicht; würde der Eindruck nach derselben Richtung stärker werden, so würde man erst lachen müssen. Solch ein Marzipandingelchen, das wäre pakschierli. Was ist das für ein Wort? Es hat keinen rechten Zusammenhang mit der übrigen Dialektsprache. Es ist nichts anderes als das umgebildete possierlich. Diese sprachbildende Kraft kann man also in den Dialekten in gewisser Weise noch studieren; es ist auch ein gutes Mittel für das Eingehen auf die wirkende Volksseele, solche Dinge zu studieren. Und es würde ungeheuer viel dazu beitragen können, auch das Geistesleben zu verstehen, wenn man auf die Volksseele eingehen könnte. Dann würde man zurückkommen zu dem, worauf ich in meiner Schrift: «Die geistige Führung des Menschen und der Menschheit» aufmerksam gemacht habe, und worüber sich solche Geister, wie der Ihnen sattsam bekannte Professor Dessoir, lustig machten. Durch Geisteswissenschaft kann auch klar gefunden werden, was ich da ausgeführt habe: dass die Konsonantenbildung zusammenhängt mit einer Nachbildung dessen, was äusserlich anschaulich wird. Was in Konsonanten ausgedrückt wird, das entsteht ursprünglich dadurch, dass man als Mensch mit sich selbst die Erfahrung macht, die ähnlich dem ist, was äusserlich geschieht. Populär ausgedrückt, könnte ich sagen: Wenn man einen Pfahl eingräbt, so kann man das Eingraben dieses Pfahles dadurch empfinden, dass man einen Fuss aufstemmt. Das ist das Wahrnehmen eines eigenen Willensaktes. Diesen Willensakt fühlen wir heute nicht mehr in dem Sprachlaut st. Aber in früheren Zeiten der Sprachentwicklung fühlte man in den eigenen Willenstätigkeiten Nachahmungen desjenigen, was draussen geschah. Und so wurde das konsonantische Element die Nachahmung dessen, was draussen geschah, während das vokalische Element dasjenige ist, was das Innere zum Ausdruck bringt. A ist das Erstaunen, das Zurückziehen in gewisser Weise. Es ist das Verhältnis des Menschen zur Aussenwelt, das in den Vokalen zum Ausdruck kommt. Man muss weit zurückgehen, wenn man bis zu diesen Dingen vordringen will; aber man kann bis zu ihnen vordringen, und dann kommt man dazu, einzusehen, dass diejenigen Theorien, die rein äusserlich auf Hypothesen beruhen, wie die sogenannte «Wau-Wau»- oder «Bim-Bam»-Theorie, ganz furchtbare Abirrungen sind. Sie sind Äusserlichkeiten, während das Verständnis des Menschen selber durchaus dazu führen kann, innerlich den Zusammenhang des Lautes mit dem, was

seelisch-geistig zur Anschauung kommen will, kennenzulernen. Wir wollen das zunächst als eine Frage uns vorlegen, die wir im Laufe dieser Stunden beantworten wollen. Um in der richtigen Weise die verschiedenen Verkettungen der Sprachelemente in diesem Lichte zu betrachten, müssen wir an einzelnen Beispielen, die ich versuche, charakteristisch aus dem Sprachlichen herauszuholen, uns allmählich zu demjenigen hinauf ranken, was wir eigentlich verstehen wollen.

Ich möchte solche Beispiele heute wählen, welche Ihnen zeigen können, wie das Sprachliche allmählich aus dem Konkreten in das Abstrakte vordringt. Auch da hilft uns, wenn wir wirklich den guten Willen haben, das Reale zu studieren, manchmal die Hinwendung zu dem Dialekt. Ich will nur ein kleines Beispiel da erwähnen. Der österreichische Bauer, wenn er des Morgens aufgestanden ist, so spricht er von dem Nachtschlaf, aber nicht so, wie wahrscheinlich Sie von dem Nachtschlaf sprechen. Sie verstehen im Grunde genommen etwas sehr Abstraktes darunter, denn Sie sind gebildete Kulturmenschen. Der österreichische Bauer ist ein Naturmensch: in allem, was rings ihn umgibt, steckt ihm Geistiges und Seelisches, und er hatte ein starkes Bewusstsein davon. Jetzt verglimmt es ja auch bei ihm, aber in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es ja durchaus noch vorhanden für jemanden, der es so beobachten wollte wie ich. Weil der Bauer überall in allen Dingen drinnen noch die Elementarkräfte sieht, so drückt er sich niemals in eigentlichen Abstraktionen aus, sondern immer in concreto. Der Bauer sagt: Ich wische mir den Nachtschlaf aus den Augen. - Was sich im Auge während der Nacht absondert und herausgewaschen werden kann, das ist ihm der sichtbarliche Ausdruck des Schlafes, das nennt er den Nachtschlaf. Das ist das Geheimnis des Sprachverständnisses, das vor kurzem noch lebendig wirkte: es hindert dieses dinghafte Verstehen durchaus nicht, dass damit Geistiges verbunden ist. Der österreichische Bauer denkt durchaus an ein Elementarwesen, aber er drückt es durch die Tat aus, dass es ihm da diese Absonderung in die Augen getrieben hat. Er würde unter dem Wort niemals das Abstraktum verstehen, das der gebildete Kulturmensch darunter versteht. Dann fängt die Geschichte an, sich etwas zu abstrahieren: Wenn der Bauer ein klein wenig in die Schule gegangen ist, oder aber mit der Stadt in Berührung gekommen ist, dann wird gewissermassen ein unsichtbar Konkretes von ihm angerufen. Er sagt noch immer: Ich wische mir den Nachtschlaf aus den Augen -, aber er macht mehr die Handbewegung, um anzudeuten, dass es für ihn etwas sehr äusserlich konkret Reales ist.

Nun handelt es sich darum, dass uns eine solche Beobachtung dazu führt, hinzuschauen, wie im Grunde genommen das abstrakt gesprochene Sprachliche in immer Konkreteres zurückweist. Nehmen Sie folgendes Beispiel. Bei uns ist das verschwunden, aber in skandinavischen Ländern finden Sie noch den Ausdruck barn für Kind. Wir haben den Ausdruck nicht mehr. Was hat der Ausdruck für eine Ge-

schichte? Der Ausdruck führt uns zurück auf der einen Seite ins Gotische, wo wir ihn bei Ulfilas finden in seiner Bibelübersetzung. Er führt uns zurück zu dem Ausdruck bairan = tragen. Das wiederum ist verwandt sowohl mit dem Griechischen wie mit dem Lateinischen. Es ist so verwandt, dass man die Verwandtschaft sehr deutlich erkennt, wenn man jenes Gesetz der Lautverschiebung anwendet, das für die germanischen Sprachen und ihre Verwandtschaft mit anderen Sprachen durch Jakob Grimm gefunden worden ist. Dieses Gesetz stellt fest: Was als b in der einen Sprache vorhanden ist, ist als / in der anderen vorhanden. Ich will nur das eine Beispiel herausheben. Dadurch kommen wir aber für den Ausdruck bairan im Griechischen auf phero und im Lateinischen auf fero, die beide auch die Bedeutung von tragen, bringen, mehr hintragen, haben. Das bairan ist nur eine Umbildung von fero, es wächst sich das Wort nach einer anderen Richtung aus. Nun ist noch althochdeutsch beran vorhanden. Allmählich verschwindet dasjenige, was hier Verbalbildung ist; und wir haben im Deutschen nicht mehr eine rechte Möglichkeit, auf die ursprünglich gefühlte, empfundene Bedeutung zurückzudenken. Wir sehen auf das Wort barn = Kind hin; warum? Weil es getragen wird, bevor es geboren wird. Es ist das Getragene, das Kind. Man weist also auf seinen Ursprung hin; man nennt ein Kind das Getragene - bairan = fero. Wir haben in der deutschen Sprache in dieser Zusammensetzung nur noch davon das Wort gebären. Aber wir haben etwas anderes; wir haben als Überrest von all dem jene Nachsilbe bekommen, die wir in fruchtbar, kostbar und so weiter haben. Was heisst kostbar? Dasjenige, was die Kosten trägt. Was heisst fruchtbar? Dasjenige, was die Frucht trägt. Das wurde sehr anschaulich ausgedrückt, nicht in der Abstraktion, wie wir es heute haben, sondern es wurde an das konkrete Tragen gedacht. Besonders anschaulich kann Ihnen das sein, wenn Sie sagen: Etwas wird ruchbar, weil es einen Geruch zu Ihnen trägt. Der Geruch wird zu Ihnen getragen; dadurch wird irgendeine Sache ruchbar. So würden wir in vielem die unmittelbare Anschaulichkeit finden, die das Charakteristische ist des sprachbildenden Genius in sehr alten Zeiten. Ich will Ihnen eine Zeile aus der Bibelübersetzung des Ulfilas hinschreiben: jah witands Jesus thos mitonins ize qath. Das würde etwa sein: Und Jesus, ihre Gedanken wissend, sprach. Hier finden Sie das Wort mitonins — Gedanken. Das führt uns zurück auf das Wort miton, das ungefähr denken bedeutet. Im Althochdeutschen hat es sich schon anders ausgewachsen; da heisst es mezzon, und zu dem ist ein verwandtes Wort vorhanden, das Wort mezzan, und das heisst messen. Messen, das äussere Messen, das anschauliche Messen, ist einfach, innerlich gefühlt, denken geworden. Also eine äusserlich zu verrichtende Tätigkeit hat die Grundlage abgegeben für das Wort denken. Ich denke, heisst eigentlich: Ich messe seelisch etwas. Das aber ist verwandt mit dem lateinischen meditor, das wir noch im Meditieren haben, im Griechischen medomai. Wenn wir in ältere Formen des Wirkens des deutschen oder germanischen Sprach-

genius zurückgehen, dann finden wir, wie das noch durchaus anschaulich vorhanden ist; aber wir müssen eben dieses wirklich mit innerem Verständnis vollführen.

Sie alle kennen das Wort Hagestolz, Sie wissen, was Hagestolz ungefähr in der heutigen Sprache für eine Bedeutung hat. Aber interessant ist doch der Zusammenhang dieses Wortes mit dem, was dieses Wort früher eigentlich bedeutet hat. Es ist eigentlich nur durch einen Bedeutungswandel das geworden, was es heute ist; denn es führt auf ein gar nicht weit zurückliegendes Hagestalt zurück, und in diesem Hagestalt steckt das Wort statt darinnen. Was ist statt? Statt ist einer, der irgendwo hingestellt ist. In mittelalterlichen Verhältnissen erbten die älteren Söhne den Hof und die jüngeren Söhne den Hag. Und-der jüngere Sohn, der deshalb auch weniger heiraten konnte als der ältere, der jüngere Sohn, der nur den Hag, ein umfriedetes Gelände, erbt, der war dahingestellt. Statt ist der Besitzer. Der Hagbesitzer ist der Hagestalt. Und das Volk hat nur, als das Bewusstsein verlorengegangen ist von diesem statt, im Lautanklang sein statt zu stolz gemacht, so dass das Wort stolz in diesem Zusammenhang gar nicht verglichen werden darf mit unserem Stolz, sondern es ist nur ein Lautanklang. Aber in Gestalten älterer Sprache, die noch geblieben sind, kann man das Bewusstsein von diesem statt = gestellt sein, noch finden. In einem der «Weihnachtspiele» hat einer der Wirte die Worte zu sprechen: I als ein Wirt von meiner Gstalt, hab in mei' Haus und Losament G'walt. Da meinen die Leute, es bedeute die gewöhnliche Gestalt. Nein, das ist nicht die Bedeutung des Wortes, sondern: ein Wirt von meinem Rang, ein Wirt, der an einen so angesehenen Platz gestellt ist, ein Wirt von meiner Gestelltheit. Mit dem Ruf: Hab in mei' Haus und Losament G'walt, ist gemeint, dass er Gäste anzieht. Da sehen Sie noch das Bewusstsein von dem, was ursprünglich in Hagestalt drinnen ist. Und so können wir manches Ausserordentliche und Feine im Sprachgenius verfolgen, wenn wir in dieser Weise seelisch das Werden des Lautlichen in Betracht ziehen.

Als sich die Jünger wunderten über die Heilung, die der Christus Jesus an dem Gichtbrüchigen vollzog, da gebraucht Ulfilas in seiner Bibelübersetzung das Wort, das zusammenhängt mit silda-leik = seltsam-leich. Wenn man den ganzen Zusammenhang bei Ulfilas in der Übersetzung nimmt, wo er dieses Wort gebraucht, so müsste man das, was sich da gestaltet, etwa das Seltsamgestaltete nennen. Das Leibliche ist es, was die Verwunderung erregt. Es ist dies mehr objektiv ausgedrückt: silda-leik. Wir müssen in dem Worte leih fühlen: die Gestalt, aber als ein Abbild. Sagte man Gestalt in dem früheren Sinne, so war dies das Gestelltheitsein. Das Gestelltheitsein wurde in früheren Zeiten in dem Wort Gestalt ausgedrückt. Die eigentliche Gestalt selber, wie sie einst empfunden wurde als Abbild von etwas anderem, wurde durch leih ausgedrückt. Wir haben dieses Wort noch in unserem Leichnam. Leichnam, das Abbild desjenigen, was da war. Es ist sehr fein ausgedrückt, wenn

man noch empfindet, was in dem Leich liegt, wie das Leich das Abbild des Menschen ist, nicht der Mensch selbst.

Nun aber möchte ich Ihnen noch weiteres anführen dafür, wie aus dem Anschaulichen heraus dasjenige entsteht, was im Gefühl, im Wiedergeben des Anschaulichen eben sprachlich noch da ist. Wir lernen zum Beispiel aus dem Ulfilas, dass die Braut im Gotischen brüths ist. Und brüths, wie es uns in der Bibelübersetzung des Ulfilas auftritt, das ist urverwandt mit der Brut, mit Brüten, so dass, wenn geheiratet wird, einfach die Brut festgelegt wird durch die Braut. Die Braut ist das, was die Brut festlegt, wenn geheiratet wird. Ja, und der Bräutigam jetzt? Da kommt zu der Braut etwas hinzu. Dieses wäre gotisch guma, althochdeutsch gomo, was durch Lautverschiebung eines Wortes entstanden ist, das im Lateinischen als homo auftritt. In gam von Bräutigam ist guma = gomo = homo, ist der Mann der Braut, der Mann, der seinerseits für die Begründung der Brut sorgt. Der Bräutigam ist also der Mann der Braut. Sie sehen daraus, dass wir gerade in den anspruchslosen Silben zuweilen suchen müssen, um das Sprachbildende des Sprachgenius wirklich zu verfolgen.

Nun, es ist eine merkwürdige Sache, dass bei Ulfilas für den Stummen, den der Christus heilt, das Wort sa dumba = der Dumpfe auftritt. Und ich möchte Sie bei dieser Gelegenheit erinnern, dass Goethe noch davon spricht, wie er in seiner Jugend in einer gewissen Dumpfheit gelebt hat. Dumpfheit - nicht die Möglichkeit haben, die Umgebung vollständig zu durchschauen -, in Dumpfheit, in Nebligkeit leben; sie verhindert zum Beispiel zu sprechen, macht stumm. Aber es ist dieses Wort zu gleicher Zeit später zu dumm geworden, so dass dieses dumm gar nichts anderes als nicht frei herumschauen können ist, im Dumpfen, im Nebligen sein. Es ist sehr merkwürdig, meine lieben Freunde, wie man gewisse Umformungen, Metamorphosen des Wortlichen haben kann, und wie diese Umformungen, diese Metamorphosen zeigen, wie Unbewusstes und Bewusstes durcheinanderwirken in diesem merkwürdigen Wesen, das man Sprachgenius nennen kann, das sich durch die Gesamtheit eines Volkes oder Stammes ausdrückt. Sie haben zum Beispiel den nordischen Götternamen Fjörgyn. Dieser nordische Göttername erfährt eine eigentümliche Beleuchtung, wenn wir in der Erzählung, da wo gesagt wird, dass der Christus mit seinen Jüngern auf den Berg ging, bei Ulfilas das Wort fairguni als gotisch für Berg finden. Wir finden dieses Wort, etwas verschoben in seiner Bedeutung, noch im althochdeutschen forha, das eigentlich Föhre, auch Föhrenberg bedeutet. Die Gottheit Fjörgyn ist diejenige, die sich als Elementargottheit auf den Föhrenbergen aufhält. Das aber ist urverwandt - und man kann es noch nachfühlen in fairguni - mit dem lateinischen quercus - Eiche -, womit sie ebenfalls den Baum bezeichnet haben.

Nun möchte ich Sie darauf hinführen, wie in älteren Zeiten der Sprachbildung ein gewisser unterbewusster Zusammenhang herrscht zwischen dem Lautlichen und

dem Sinn. Heute haben wir keine grosse Möglichkeit, mit unserem abstrakten Denken hinunterzugreifen auf das Lautliche. Wir fühlen das Lautliche gar nicht mehr; und Menschen, die viele Sprachen kennen, werden geradezu böse, wenn man ihnen zumutet, dass sie auf das Lautliche Rücksicht nehmen sollen. Die verschiedensten Worte haben natürlich die verschiedensten Übergänge, und es ist nur ein künstlicher Zusammenhang, den die lexikographische Übersetzung bietet; weil zuerst der Sprachgenius verfolgt werden muss, der eigentlich etwas anderes meint, als was unmittelbar wiedergegeben werden kann. Wir sagen im Deutschen Kopf — tete, testa im Romanischen. Warum sagen wir im Deutschen Kopf? Aus dem einfachen Grunde, weil wir im Deutschen einen plastischen Genius haben, weil wir das Runde bezeichnen wollen. Denn Kopf hängt mit kugelig zusammen, und wir sprechen im Grunde von demselben sprachbildenden Element her, wenn wir vom Kohlkopf sprechen und vom Menschenkopf. Kopf bezeichnet das Rundliche. Testa hängt aber zusammen mit der inneren Wesenheit des Menschen, mit dem Testieren, Bezeugen, Feststellen. So muss man Rücksicht nehmen, dass aus den verschiedenen Gesichtspunkten her die Dinge bezeichnet werden. Das fühlt man noch nach - wenn man auch im einzelnen daneben sprechen kann -, wenn man versucht, allmählich zurückzukommen zu älteren Gestalten, die sich innerhalb der Wortbildung vollziehen. Und man würde zuletzt zurückkommen zu jenem Stadium des sprachlichen Genius, wo er in der Lage ist, im Laute selber den Geist zu empfinden. Wo wird noch empfunden das Zusammengehören von meinen und Gemeinde? Man kann es heute schwer empfinden. Wenn man die Gemeinde etwa im Althochdeutschen aufsucht, gimeinida, und wenn man dann dazu eine weitergehende Metamorphose, mean im Englischen, nimmt, das damit verwandt ist, so kommt man auf ein solches Beispiel, bei dem in meinen gefühlt werden kann, wie es verwandt ist mit dem, was im Zusammenklang von mehreren gemeint wird und dadurch Kraft erhält, dass es mehrere sind. Und dieses Krafterhalten wird durch eine solche Vorsilbe gi ausgedrückt.

So muss man zurückgehen zu dem, was als das gefühlte Element im Sprachbildenden drinnen ist. Wenn wir heute sagen taufen, das ein uraltes germanisches Wort ist, so fühlen wir nicht mehr recht, was das eigentlich für eine Bedeutung hat. Anschaulich wird es, wenn wir ins Altund Mittelhochdeutsche zurückgehen und da etwa toufan, toufen, töufen finden, und wenn wir dann finden, dass dieses toufan ebenso verwandt ist mit diups, wie es bei Ulfila noch in daupjan im Zusammenhang mit daupjands = der Täufer, vorhanden ist. Dann aber brauchen wir nur noch im Althochdeutschen das urverwandte Wort tiof aufzusuchen, was in unserer heutigen Sprache tief bedeutet, zum Beispiel vertiefen, tiefen - und wir haben damit verwandt taufen = hineintiefen, tauchen in das Wasser. Es ist einfach ein Hineintiefen in das Wasser.

Diese Dinge sollen uns nur dazu anleiten, in den sprachbildenden Genius hineinzuschauen. Von besonderer Wichtigkeit ist es, dass man die Bedeutungswandlungen verfolgt. Ein interessanter Bedeutungswandel ist zum Beispiel der folgende: gotisch hlaifs, althochdeutsch leiba, mittelhochdeutsch leip, heisst in der alten germanischen Sprache das Brot. Sehen Sie, Brot ist nicht geblieben als Bedeutung für hlaifs. Hlaifs ist Laib geworden, und es ist nur die Form geblieben, in der das Brot gegeben wird. Hat man früher hlaifs gesagt, so meinte man Brot; es hat sich gewandelt zur Form des Brotes. Man sieht diese Umwandlung noch, wenn man zum Beispiel die Metamorphose verfolgt im Altenglischen: hlafordy was noch älter heisst hlafward oder hlafweard = derjenige, der das Brot wartet. Der hlaford war derjenige, zu dem man sich zuwenden hatte, um Brot zu bekommen, der des Brotes wartete, der das Recht hatte, den Acker zu bestellen, Brot zu machen und wiederum Brot abzugeben an diejenigen, die nicht freie Leute waren. Und durch allmähliche Umgestaltung - das h bedeutet ja nichts Besonderes - ist daraus das Wort Lord geworden. Lord ist der alte hlafward. Ebenso interessant ist das Gegenstück. Während aus hlaifs — Laib Brot wird, hat sich durch Metamorphose ein Wort gebildet, das im Altenglischen heissen würde: blaefdige, wo das erste wiederum nichts anderes ist als der Laib Brot; dige ist umgewandelt von einer Tätigkeit. Wenn man Teig knetet, so tut man das, was im Worte dige liegt: digan, teigen, Teig kneten. Und wenn man zurückgeht auf den, der diese Tätigkeit ausübte, so kommt man zu der Frau des Lords. Während der Lord der Brotwart war, war seine Frau die Brotteigerin, Brotkneterin, die Brotgeberin. Und daraus ist später das Wort lady geworden. Lord und Lady hängen also in geheimnisvoller Weise zusammen mit dem Brotlaib. Man erkennt an diesen beiden Wörtern noch das, was von dem Brotgeber, Brotbereiter und der Brotkneterin, der Brotteigerin der alten Zeiten kommt.

So muss man versuchen, wirklich den Unterschied aufzufassen zwischen der abstrakten Art, wie wir heute zur Sprache stehen, und zwischen der konkreten, die vorhanden war, als man im Laute noch fühlte, was zu gleicher Zeit der Geist war, das Seelische, das man ausdrücken wollte.

I • 03 DER KELTISCHE EINSCHLAG

Erziehung – GA-299 Geisteswissenschaftliche Sprachbetrachtungen

Die Umbildungskräfte der Sprache und ihr Verhältnis zum geistigen Leben. Innerer Zusammenhang der europäischen Sprachen. Der keltische Einschlag. Metamorphosenweg der Sprache und sprachgeologische Schichten. Die Umbildungen sind nicht mehr Anpassungen an die äussere Welt, sondern innerlich selbständige Leistungen des volksseelischen Elementes. Über das Griechisch-Lateinische. Innerhalb des hochdeutschen Elementes ist jene Kraft entwickelt worden, zu ganz reinen Begriffen zu kommen und sich darin zu bewegen.

Dritter Vortrag, Stuttgart, 29. Dezember 1919

Die Tatsachen des Lebens führen oftmals, äusserlich betrachtet, zu Widersprüchen; aber gerade wenn man solche Widersprüche dann richtig der Untersuchung unterwirft, kommt man auf die tieferen, wesenhaften Zusammenhänge. Einen solchen Widerspruch können Sie bei einigermaßen gründlichem Nachdenken konstatieren zwischen demjenigen, was ich Ihnen im ersten Vortrag hier auseinandergesetzt und im zweiten rekapituliert habe, und demjenigen, was ich dann gestern an einzelnen Beispielen als einen inneren Zusammenhang europäischer Sprachen auseinandergesetzt habe. Stellen wir uns doch einmal die dadurch charakterisierten zwei Tatsachenreihen vor das Auge: Wir haben auf der einen Seite darauf aufmerksam gemacht, dass wir im gegenwärtigen Bestand unserer Sprache viele Eindringlinge finden; dass wir fühlen, wie von Süden her mit dem Christentum in unsere Gegenden zu dem ursprünglichen deutsch-germanischen Sprachreichtum anderes hinzugekommen ist, was gewissermaßen mit den christlichen Vorstellungen und christlichen Empfindungen zugleich die christlichen Wörter gebracht hat; so dass jetzt diese christlichen Wörter in der charakterisierten Art innerhalb unseres Sprachwesens bestehen. Dann habe ich noch von anderen Eindringlingen gesprochen, die immerhin auch eine Bedeutung haben, weil sie schon einmal zu dem Umfang unseres Sprachwesens gehören; von jenen Invasionen, die etwa im 12. Jahrhundert beginnen, die von westlichen romanischen Ländern ausgehen, und die auch noch in eine Zeit hineinfallen, in welcher der deutsche Sprachgenius umbildende Kraft hat. Da bildet er, was er vom Westen empfängt, in seiner Art noch um, bildet es dem Laut nach, bildet es auch der Bedeutung nach noch um. Ich sagte

damals: Wenige ahnen heute, dass zum Beispiel das im Deutschen gebrauchte Wort fein eigentlich französischen Ursprungs ist: fin; und dass es erst nach dem 12. Jahrhundert in unser Sprachwesen hereingekommen ist, vorher nicht da war. - Ich machte dann darauf aufmerksam, wie auch Spanisches schon in einer Zeit, in der nicht mehr die umbildende Kraft des deutschen Sprachwesens vorhanden war, eindrang; und wie ganz und gar nicht mehr diese umbildende Kraft da war, als im letzten Teil des 18. Jahrhunderts, insbesondere aber im 19. Jahrhundert Elemente des Englischen eindringen in das deutsche Sprachwesen. Da sehen wir fortwährend, dass vom Lateinischen oder auch vom Griechischen, auf dem Umwege durch das Lateinische, oder wiederum von den westlichen romanischen Sprachen her Wörter aufgenommen wurden nach Mitteleuropa hinein. Das ist eine Tatsache, die uns dazu führen muss, zu sagen: Unser gegenwärtiger Sprachschatz besteht nur zum Teil aus Ursprünglichem und trägt dann eben später Aufgenommenes in sich. Nun aber habe ich Sie wiederum aufmerksam gemacht, wie zwischen einer ganzen Reihe von Sprachen engere Verwandtschaft besteht. Ich habe Sie hingewiesen auf manche gotische Formen und gezeigt, wie dann diese in die Formen unserer Sprache übergegangen sind; und wir haben hinweisen können an manchen Stellen, wie das betreffende Wort auch im Lateinischen oder Griechischen zu finden ist. Während wir also sagen müssen: Unsere Sprache hat Fremdes in sich aufgenommen -, müssen wir auf der anderen Seite sagen: Unsere Sprache ist urverwandt mit denjenigen Sprachen, aus denen sie in späterer Zeit wiederum etwas wie fremde Bestandteile aufgenommen hat.

Nun kann man sehr leicht nachweisen, wenn auch nicht in sehr umfassendem Sinn, aber an charakteristischen Beispielen, dass über weitere Erdenterritorien hin eine Urverwandtschaft des Sprachlichen besteht. Sie brauchen nur so etwas zu nehmen wie naus, das Sanskritwort für Schiff. Wenn Sie dieses Wort im Griechischen aufsuchen, dann haben Sie ebenfalls naus, wenn Sie dieses Wort im Lateinischen aufsuchen, so haben Sie navis. Suchen Sie dasselbe Wort auf im mehr keltisch gefärbten Gebiete, so haben Sie das Wort nau, suchen Sie das Wort auf im Altnordischen, in den altskandinavischen Sprachen, so haben Sie nor. Dass solche Worte dann für das Deutsche abgeworfen sind, hat ja geringere Bedeutung. Aber wir sehen, dass im weitesten Umfang eine Verwandtschaft besteht, eine Verwandtschaft, die wir für vieles nachweisen können, eben auf einem ausserordentlich grossen Gebiet über Europa und Asien hinüber. Nehmen Sie das altindische Wort aritras, so finden wir das Wort wieder als eretmon im Griechischen; wir finden das selbe Wort wiederum mit gewissen Abwerfungen als remus im Lateinischen; wir finden in keltischen Gebieten ramey und wir finden im Althochdeutschen ruodar. Wir haben dieses Wort noch; es ist unser Ruder. Und so könnte man eine grosse Anzahl von Wörtern zusammenstellen, die in Umbildungen, in Metamorphosierungen

über weite Gebiete der Sprachen vorhanden sind: etwa im Gotischen, den nordisch-skandinavischen Sprachen, den friesischen Sprachen, niederdeutschen Sprachen, in der hochdeutschen Sprache, auch in baltischen Idiomen, im Litauischen, Lettischen, Preussischen. Auch kann man solche Verwandtschaften nachweisen in slawischen Sprachen; im Armenischen, im Iranischen, im Indischen, im Griechischen, im Lateinischen, im Keltischen. Über die Gebiete dieser Sprachen hin sehen wir, wie eine Urverwandtschaft des Sprachlichen besteht. So dass wir uns sehr leicht vorstellen können, dass gewissermassen die Ursachen des Sprachbildens über all diese Territorien hinüber in einer sehr alten Zeit ähnliche waren, dass sie sich nur dann später differenziert haben.

Ich sagte: Diese beiden Tatsachenreihen widersprechen einander; aber gerade durch die Beobachtung solcher Widersprüche kann man in manche Dinge des Lebens wesenhaft tiefer eindringen. Denn wir werden gerade durch eine solche Erscheinungsreihe dazu geführt, uns zu sagen: Die Entwicklung, welche die Menschheit im Laufe der Geschichte durchmacht, vollzieht sich ganz und gar nicht, wie man sich oftmals vorstellt, recht kontinuierlich, sondern in einer Art von Wellenbewegung. Denn wie sollen Sie sich denn eigentlich diesen ganzen Vorgang, der durch diese zwei einander scheinbar widersprechenden Tatsachen ausgedrückt wird, anders vorstellen, als dass eine gewisse Verwandtschaft der Bevölkerungen über diese weiten Territorien besteht; dass diese Völker sich eine gewisse Zeit hindurch so abgeschlossen halten, dass sie ihre differenzierten Sprachidiome ausbilden; dass es also eine Periode des Abschlusses der Völker gibt, und dass diese wechselt mit einer Periode, wo Einfluss eines Volkes auf das andere stattfindet. Das ist zwar die Sache etwas roh charakterisiert; aber nur dadurch, dass man auf eine solche auf- und absteigende Bewegung hinblickt, können gewisse Tatsachen wirklich erklärt werden. Nun kann man, wenn man nach den beiden Richtungen hin, wie ich Ihnen jetzt angegeben habe, die Entwicklung der Sprache betrachtet, tiefere Blicke hineintun in das Wesen der Volksentwicklung überhaupt. Man muss nur Rücksicht nehmen auf der einen Seite - und wir werden das nun anwenden auf die Entwicklung der deutschen Sprache - auf die Art, wie gewissermassen unter Abschluss nach aussen sich gewisse Elemente des Sprachlichen entwickeln, und wie wiederum Fremdbestandteile aufgenommen werden und auch beitragen zu all dem Geistig-Seelischen, das durch die Sprache zum Ausdruck kommen kann. Wir können ja schon ahnen, dass diese beiden Elemente in ganz verschiedener Weise sich zum Geistes- und Seelenleben des betreffenden Volkes verhalten müssen.

Wir können auf der einen Seite auf die ausserordentlich bedeutungsvolle Tatsache hinsehen, dass eine Urverwandtschaft da ist, die uns ganz besonders entgegentritt, wenn wir sehen, dass ausserordentlich wichtige Wörter verwandt sind, sagen wir für das Lateinische und für die älteren Formen der mitteleuropäischen Spra-

chen. Lateinisch verus: wahr; althochdeutsch: war. Wenn Sie solche auffallenden Dinge nehmen wie: velle = wollen, oder das lateinische taceo = ich schweige, für das im Gotischen auftretende thahan, so müssen Sie sich sagen: ähnlich Klingendes, also sprachlich Verwandtes hat in alter Zeit über weite Gebiete Europas - und man könnte es auch für Asien nachweisen - geherrscht.

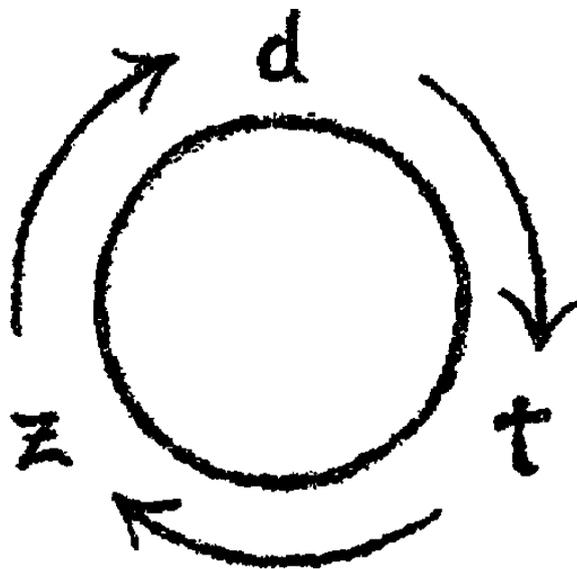
Auf der anderen Seite ist es ausserordentlich merkwürdig, dass die Bewohner Mitteleuropas, aus denen dann die heutigen Deutschen hervorgegangen sind, doch auch verhältnismässig früh Fremdsprachliches aufgenommen haben. Sogar noch früher, als ich es Ihnen bisher charakterisiert habe. Es hat eine Zeit gegeben, wo Europa viel mehr vom keltischen Element erfüllt war als in den historischen Zeiten, von denen man gewöhnlich spricht. Die Kelten sind aber dann in westliche Gegenden Europas gedrängt worden, und es zogen in Mitteleuropa germanische Völkerschaften ein, ganz gewiss von nördlichen Gegenden aus. Nun haben auch schon von den Kelten, die nun ihre westlichen Nachbarn waren, die Germanen ebenso fremde Wortbestandteile aufgenommen, wie sie sie später vom Süden aufgenommen haben, vom Lateinischen. Das heisst, die Bewohner Mitteleuropas haben, nachdem sie mehr abgeschlossen sich entwickelt haben und die anderen sich für sich entwickelt haben, von den Randgebieten, die aber ursprünglich mit ihnen sprachlich verwandt waren, später fortwährend Fremdsprachliches aufgenommen.

Wir haben gar manches Wort, das nicht mehr ganz der Eleganz angehört, sagen wir das Wort Schindmähre: das ist ein verschundenes Pferd. Dieses Schindmähre weist hin überhaupt auf ein altes Wort: Mähre, für Pferd; wovon wir etwa noch das Wort Marstall haben. Dieses Wort ist aber keltischen Ursprungs, findet sich unter den Kelten, nachdem diese bereits nach Westeuropa gedrängt worden sind. Und es ist wohl nicht eine Metamorphose vorhanden, die auf der einen Seite in Mitteleuropa wäre und dann im Westen, sondern dieses Wort müssen die Germanen einfach von den Kelten später übernommen haben. Und eine ganze Reihe von solchen Wörtern ist übernommen worden, allerdings auch solche, für die man die umbildende Kraft hat. Sie haben zum Beispiel in dem Namen, der eigentlich nur teilweise ein Name ist, Vercingetorix, das Wort rix darinnen. Rix ist eine ursprünglich keltische Bildung, ist aufgenommen worden bei den Kelten, bedeutete bei ihnen den Herrscher, den Mächtigen, und ist zu unserem Worte reich geworden, mächtig sein durch Reichtum. Also auch da Umbildung nicht nur vom Lateinischen, sondern auch vom Keltischen in der Zeit, als der mitteleuropäische Sprachgenius noch innere umbildende Kraft hatte.

Würde man nun äusserlich die Entwicklung der Sprache genügend weit zurückverfolgen können - man kann es ja nicht -, so würde man zuletzt ankommen bei jener primitiven sprachbildenden Gewalt alter Zeiten, in denen aus einem solchen

Verhältnis zum Konsonantischen und Vokalischen, wie ich es gestern charakterisiert habe, die Sprachen entstehen. Die Sprachen entstehen in einer primitiven Form. Was dann als Differenzierung in den Sprachen auftritt, rührt davon her, dass das, was ursprünglich eigentlich in der gleichen Weise aus der menschlichen Natur sich bilden will, in der verschiedensten Art, je nachdem zum Beispiel ein Stamm eine Gebirgsgegend oder eine ebene Gegend bewohnt, zum Ausdruck kommt. Der Kehlkopf und seine benachbarten Organe wollen sich anders äussern in einer Gebirgsgegend, anders in einer flachen Gegend und so weiter.

Nun tritt in der Fortbildung der Sprache eine eigentümliche Erscheinung auf, die wir am Beispiel der indogermanischen Sprachen betrachten wollen. Nehmen wir das Wort zwei, so haben wir im Lateinischen duo. Wenn das in ältere Formen der Sprachen in Mitteleuropa geht, haben wir dafür das Wort two, und wenn wir zu uns selber heutigen Tages gehen, haben wir dafür das Wort zwei. Sie sehen in diesem Worte auf seinem Metamorphosengang das Folgende: Dieses duo weist uns hin auf eine älteste Stufe, die sich im Lateinischen erhalten hat; two ist eine spätere Stufe, und die neueste Stufe, die sich gebildet hat, ist zwei. Sehr kompliziert wäre es, auf die Vokale Rücksicht zu nehmen. Wir nehmen auf den Konsonanten hier Rücksicht und müssen uns sagen: Auf dem Metamorphosenwege, den dieses Wort gemacht hat, sehen wir, das d wird zum t und das t wird zum z, und zwar in dieser



Reihenfolge d-t-z. Wir sehen also, dass auf der Wanderung des Wortes eine Umbildung des Lautes sich vollzieht. Dem deutschen z entspricht in anderen Sprachen die th-Stufe.

Das ist durchaus nicht etwas, was in künstlicher Weise ausspekuliert ist. Wollte man es in Einzelheiten beschreiben, so müsste man es natürlich ausführen, aber dieses Schema ist etwas, das einem gesetzmässigen Gange in der Metamorphose der Sprache entspricht. Nehmen Sie zum Beispiel das griechische Wort thyra. Wenn Sie es ansehen als eine alte Stufe, die auf früherem Stadium stehengeblieben ist, so müsste die nächste Stufe eine solche sein, die das d hat. Diese Stufe finden Sie bei dem englischen door. Und die letzte umgewandelte Stufe müsste von dem d auf t kommen, dem Zeiger der Uhr nach. Wir haben das hochdeutsche Wort Tür. Und so können wir sagen: Wir können gewissermassen eine älteste sprachgeologische Schicht konstatieren, in der die Wortmetamorphosen immer auf irgendeiner dieser Stufen stehen. Die nächste Metamorphose steht auf der nächsten Stufe. Und dann können wir eine dritte Stufe im Hochdeutschen konstatieren, die steht wiederum auf der nächsten Stufe.

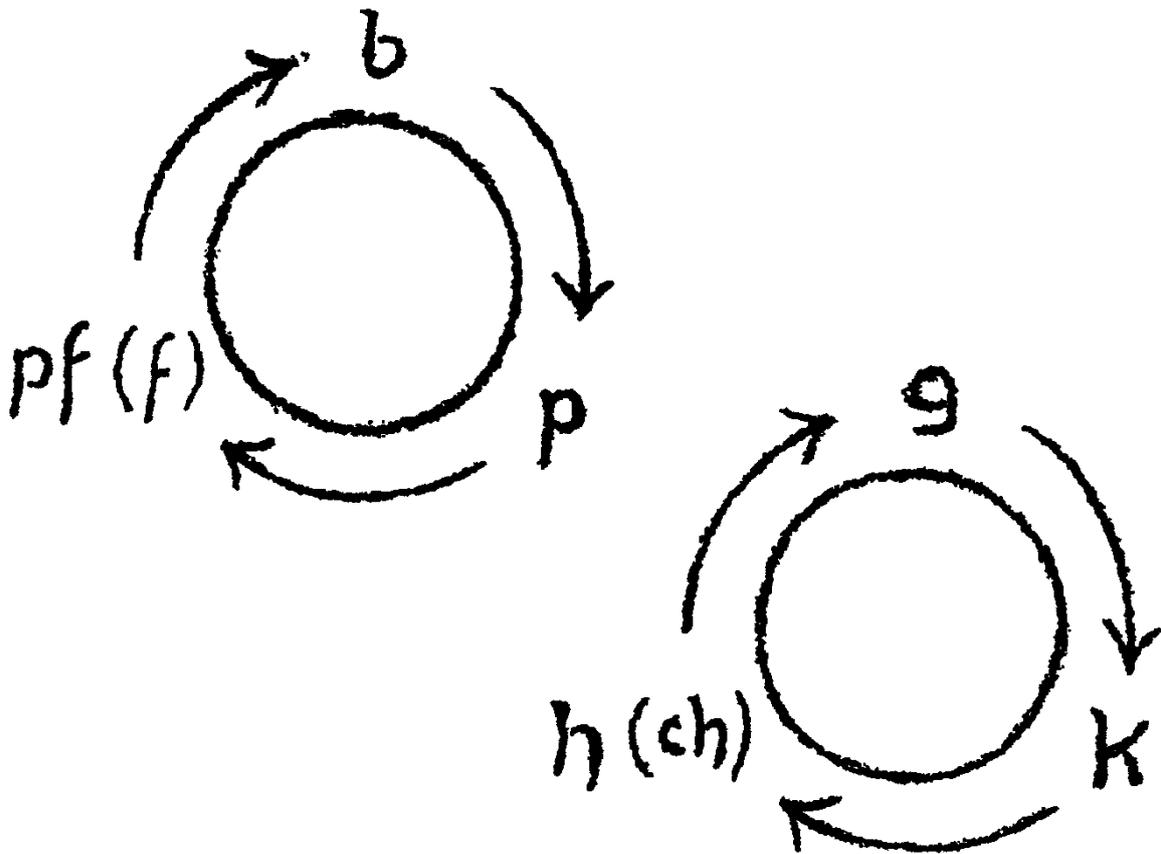
Würde die Stufe, die ihren Ausdruck im Griechischen hat, ein t haben, so würde das Englische, das zurückgeblieben ist, ein th haben; das Hochdeutsche, das fortgeschritten wäre gegenüber dem Englischen, würde ein d haben.

Da, wo das Hochdeutsche ein dem englischen th entsprechendes 2 hat, würde die vorhergehende Stufe ein t haben müssen, die vorhergehende griechisch-lateinische Stufe ein d. Das können wir als etwas, was existiert, nachweisen.

Also ein Wort, das zum Beispiel auf der zweiten Stufe, im Gotischen, ein t hätte, das müsste in der nächsten Stufe ein 2 haben. Nehmen wir ein Wort, das hier gebraucht werden kann für das Verhältnis des Neuhochdeutschen zu der nächst tieferen Stufe im Gotischen, so haben wir Zimmer; im Gotischen, beziehungsweise in dem auf gleicher Stufe stehenden Altsächsischen, ist das Zimmer timbar. Vom 2 müssen wir auf das t zurückgehen; ich will Ihnen nur das Prinzip angeben, Sie können sich selber, wenn Sie ein Lexikon nehmen, diese Dinge zusammensuchen.

Geradeso nun wie diese Reihenfolge richtig ist, so können Sie noch ausser manchem anderen wesenhaft Metamorphosischen in der Sprache dieses verfolgen: wenn Sie Worte vergleichen, die ein b haben, so wird dies in der nächsten Stufe zu einem p, dieses in der nächsten Stufe zu einem pf, ph oder / und dieses wiederum zu einem b.

Ebenso wie dieses gibt es noch den Zusammenhang g—k-ch (h) und wiederum zurück zu g. Auch dafür gibt es entsprechende Beispiele. So



dass wir folgendes sagen können: Das Griechisch-Lateinische hat das Sprachelement auf einer früheren Metamorphosenstufe erhalten. Dasjenige, was da gotisch geworden ist, ist aufgerückt zu einer späteren Stufe. Vieles von dem, was bis zu dieser Stufe aufgerückt ist, ist heute noch erhalten, zum Beispiel im Holländischen. Ein letzter Ruck, der erst eigentlich im 6. nachchristlichen Jahrhundert zustande gekommen ist, rückt noch um eine Stufe hinauf: es ist die hochdeutsche Stufe. So dass wir sagen können: Wir müssten einmal finden die erste Stufe, vielleicht sehr weit in Europa ausgedehnt, vielleicht nur bis 1500 vor Christi gehend. Dann finden wir alles das, was weite Gegenden beherrscht - mit Ausnahme der südlichen Gegenden, in denen die älteste Stufe geblieben ist -, die zweite Stufe. Und dann kristallisiert sich heraus im 6. nachchristlichen Jahrhundert die hochdeutsche Stufe. Das Englische, Holländische bleibt zurück auf der früheren Stufe, das Hochdeutsche kristallisiert sich heraus.

Nun bitte ich Sie, das Folgende zu beachten. Nur einmal gewissermassen kann das Verhältnis, das der Mensch eingeht zur Umwelt, indem er aus dem Konsonantischen heraus sich den Wortlaut bildet - also noch jetzt vollständig aus dem Sprachgefühl den Wortlaut bildet -, nur einmal kann das in vollständiger Anpassung an die Umgebung geschehen. Wenn einmal die weit zurückliegenden Vorfahren der mitteleuropäischen Sprachen nach der ersten Stufe, sagen wir, auf der Stufe des z ihren Wortlaut für gewisse Worte gebildet haben, da haben sie empfunden: das Konsonantische muss angepasst werden den äusseren Erscheinungen; da haben sie das z nach der Aussenwelt gebildet. Die nächsten Stufen des Fortschrittes können nicht mehr nach der Aussenwelt gebildet sein. Ist das Wort einmal da, werden die nächsten Stufen innerlich umgebildet, werden nicht mehr in Anpassung an die äussere Welt gebildet. Die Umbildung ist gewissermassen eine selbständige Leistung des volksseelischen Elementes. Erst wird auf irgendeiner Stufe der Wortlaut ausgebildet im Einklang mit der Aussenwelt, dann müssen die folgenden Stufen nur innerlich erlebt sein; da passt man sich nicht wiederum an das Äusserliche an.

So kann man sagen: Die Stufe, die in dem Griechisch-Lateinischen stehengeblieben ist, hat in vieler Beziehung zum Ausdruck gebracht, was gefühlte Anpassung des Sprachbildungs-Elementes an die Umgebung ist. Die nächste Stufe, die sich im Gotischen, Altgermanischen und so weiter ausgebildet hat, die ist über dieses unmittelbare Anpassen hinausgeschritten, hat eine seelische Umbildung durchgemacht. Das gibt dieser Sprache eine weit seelischere Nuance. Mit dem Beschreiten der ersten Stufe der Umwandlung erhält das Sprachelement also eine seelische Nuance. So dass alles dasjenige, was in unser Sprachgefühl dadurch hineingekommen ist, dass wir diese zweite Stufe durchgemacht haben, unserer Sprache die Innerlichkeit gibt.

Dies hat sich langsam und allmählich herausgebildet seit dem Jahr 1500 vor Christi Geburt. Diese Art von Innerlichkeit, sie eignete gewissen alten Zeiten. Indem sie sich aber für spätere Zeiten erhielt, ging sie mehr in das Primitive über. So dass da, wo sie heute noch vorhanden ist, im Holländischen und Englischen, sie mehr in ein primitives Erfühlen des Wortlautes übergegangen ist.

Nun hat das Hochdeutsche etwa im 6. nachchristlichen Jahrhundert die dritte Stufe erstiegen. Das ist aber ein noch weitergehendes Entfernen von der ursprünglichen Anpassung, das ist ein starker innerlicher Prozess, durch den das Hochdeutsche aus der früheren Stufe sich herausgebildet hat. Während das Ersteigen der zweiten Stufe ein Seelisches bewirkt, entfernt man sich mit der dritten Stufe gar sehr vom Leben. Daher das eigentümliche, oftmals lebensfremde, abstrakte Element der hochdeutschen Sprache, dieses, was die hochdeutsche Sprache von sich aus der deutschen Seele aufdrückt als etwas, was viele andere Menschen in Europa über-

haupt nicht verstehen. Wo zum Beispiel das hochdeutsche Element in besonderem Masse verwendet worden ist, wie bei Goethe und Hegel, da kann man es nicht in das Englische oder in die romanischen Sprachen übersetzen. Das sind bloss PseudoÜbersetzungen. Man muss solche machen, weil es besser ist, wenn die Dinge nachgebildet werden, als wenn sie nicht nachgebildet werden. Was in solchen Worten, die im eminentesten Sinne erst dem Organismus des Hochdeutschen angehören, an sehr stark Durchgeistigtem, nicht bloss Durchseeltem liegt, das kann man nicht einfach in die anderen Sprachen hinübernehmen. Denn die haben keinen Ausdruck dafür.

Es ist also das Ersteigen der zweiten Stufe ein Durchseelen der Sprache auf der einen Seite, aber auch ein Durchseelen der betreffenden Volksinnerlichkeit durch die Sprache. Das Ersteigen der dritten Stufe, das man gerade am Hochdeutschen studieren kann, das ist mehr ein Sich-Entfernen vom Leben, so dass man durch seine Worte solche abstrakte Höhen ergreifen kann, wie sie zum Beispiel Hegel oder auch in gewissen Fällen Goethe und Schiller ergriffen haben. Das hängt gar sehr mit diesem Ersteigen der dritten Stufe durch das Hochdeutsche zusammen. So sehen Sie an dem Beispiele der hochdeutschen Sprache, wie dadurch, dass gewissermassen die Sprachbildung, die Sprachentwicklung, sich losreisst von der Anpassung an die Aussenwelt, wie dadurch, dass sie ein innerlicher, selbständiger Prozess wird, dasjenige menschlich-individuelle Seelische fortschreitet, das sich in einer gewissen Weise unabhängig von der Natur entwickelt.

So hat das mitteleuropäische Sprachelement Stadien durchgemacht, durch die es erst seelisch, dann geistig geworden ist, während es eine Art instinktmässigen animalischen Sich-Anpassens an die Aussenwelt auf der ersten Stufe war. Durch andere Dinge haben sich dann solche Sprachen, wie das Griechische und Lateinische, entwickelt. Wenn man diese Sprachen den blossen Wortformen nach nimmt, so muss man sagen: die Wortformen, die Lautformen, sind sehr stark angepasst an die Umgebung. Aber die entsprechenden Völker, die diese Sprache gesprochen haben, die sind nicht dabei geblieben, diese primitive Anpassung an die Umgebung beizubehalten. Ihre Sprachen sind durch allerlei fremde Einflüsse, die nun anders gewirkt haben als in Europa - aus Ägypten, aus Asien -, zum blossen äusseren Kleid für eine ihnen überbrachte Kultur, zum grossen Teil für eine Mystrienkultur geworden. Den Griechen und bis zu einem gewissen Grade den Römern sind die Mystrien Afrikas und Asiens überbracht worden, und man hat die Gewalt gehabt, in die Sprache der Griechen und Römer die Mystrien Asiens und Ägyptens zu kleiden. So sind diese Sprachen äussere Kleider geworden für einen ihnen gleichsam eingeträufelten geistigen Inhalt. Das war ein Prozess, den die Sprachen Mitteleuropas und die nordischen europäischen Sprachen nicht durchgemacht haben, sondern die haben den anderen eben beschriebenen Prozess durchgemacht. Sie haben nicht

einfach auf der ersten Stufe das Geistige aufgenommen, sondern haben sich erst wenigstens zur zweiten Stufe herangebildet und waren eben im Erreichen der dritten Stufe drinnen: da erst drang zum Beispiel das Christentum als ein fremdes geistiges Element mit neuen Wörtern in sie ein. Und die zweite Stufe war offenbar auch schon erreicht, als jenes keltische Element eindrang, von dem ich heute gesprochen habe. Da haben wir es also mit einem inneren Umbilden der Sprache zu tun. Dann erst kommt der geistige Einfluss. Bei dem Griechisch-Lateinischen aber haben wir es mit keiner derartigen Umbildung der Sprache zu tun, sondern mit einem Hinein-giessen des Geistigen in die erste Stufe.

So muss man im Konkreten aufsuchen, wodurch eigentlich der Charakter der einzelnen Völker bestimmt wird. Durch solche Dinge findet man so etwas wie die Umbildung der Sprachen und das Verhältnis zum geistigen Leben. Nun haben wir im Neuhochdeutschen erstens eine Sprache, die dadurch, dass sie zur dritten Metamorphosenstufe aufgestiegen ist, sich weit vom Leben entfernt hat. Dann aber sind in dieser Sprache eben durchaus viele solche Wörter drinnen, die auf all den Wegen hereingekommen sind, wie durch das Christentum vom Süden, wie durch die Scholastik vom Süden, wie aus dem französischen, spanischen Wesen vom Westen her. Diese Sprachelemente sind alle später hereingekommen; die sind nun im Hochdeutschen drinnen. Das alles zeigt, wie dieses Hochdeutsche aus seinen Elementen zusammengefloßen ist.

Für etwas, was nun als ein fremdes Element aus einer anderen Sprache aufgenommen wird, hat man ja kein solches Gefühl wie für ein Wort, für einen Lautzusammenhang, den man innerhalb eines Volkes selber bildet im Verhältnis zu der Natur. Empfinden wir etwa das Wort Quelle. Es ist ein Wort, das so, wie wir es empfinden können, so angepasst ist dem Wesen, zu dem es gehört, dass man sich eigentlich kaum denken kann, dass man aus unserem empfindenden Wesen heraus es anders nennen könnte. Es drückt das Wort alles aus, was man mit der Quelle erlebt. So war überhaupt das ursprüngliche Bilden der Sprachlaute, der Sprachworte und so weiter, dass sie konsonantisch und vokalisch ganz angepasst waren der Umgebung. Aber wenn Sie zum Beispiel das Wort Essenz oder das Wort Kategorie oder das Wort Rhetorik hören, können Sie da in derselben Weise den Zusammenhang mit dem fühlen, was das Wort ursprünglich bedeutet? Nein, man bekommt als Volk den Wortklang und muss sich bemühen, auf den Flügeln des Wortklanges den Begriff zu bekommen. Man kann dieses innere Erlebnis gar nicht durchmachen, das den Einklang darstellt zwischen dem Wortklang und dem Begriff, der Empfindung. Es liegt eine tiefe Weisheit darin, dass in jenem charakterisierten auf- und abwärts gehenden Entwickeln ein Volk von anderen Völkern solche Wörter aufnimmt, die es nicht selbst unmittelbar gebildet hat, bei denen es den Wortklang hört, aber nicht den Zusammenklang erlebt mit dem, was bezeichnet wird. Denn je mehr solche

Wörter aufgenommen werden, desto mehr hat das Volk, das sie aufnimmt, die Notwendigkeit, etwas ganz Besonderes im Seelenleben zu Hilfe zu nehmen, um überhaupt mit so etwas zurechtzukommen. Man braucht sich ja nur zu erinnern. Sehen Sie, an den Empfindungslauten können wir heute noch diese Anpassung der sprachbildenden Kraft an die Umgebung ein bisschen studieren, wie die in konkreter Weise zum menschlichen Erleben sprechen: Pfui! Tratsch! Traue walle! - Wie passen wir uns darin demjenigen an, was wir ausdrücken wollen! Wie anders ist es, wenn Sie nun in der Schule, ich will nicht einmal sagen Logik lernen oder Philosophie, sondern überhaupt eine heutige Wissenschaft. Da bekommen Sie wahrhaftig Wörter, wo Sie unter den Seelenkräften anderes zu Hilfe nehmen müssen als das, was sich im Muh zum Beispiel als eine Nachbildung von dem, was Sie von der Kuh hören, empfinden lässt. Wenn Sie das Muh aussprechen, dann empfinden Sie nach, was Ihnen da als Erlebnis auftritt.

Wenn Sie ein Wort aus einem fremden Sprachidiom hören, dann müssen Sie wahrhaftig etwas anderes tun, als aus dem Wortklang heraus das hören, was Sie hören sollen. Sie müssen die abstrahierende Kraft gebrauchen, Sie müssen die reine Begriffskraft gebrauchen; Sie müssen lernen, ideell vorzustellen. Daher hat sich ein Volk, das wie die mitteleuropäischen Völker ganz besonders fremde Elemente aufgenommen hat, durch diese Aufnahme fremder Elemente erzogen zur Kraft des ideellen Denkens. Und zwei Dinge kommen in diesem Mitteleuropa zusammen, wenn wir auf das Hochdeutsche Rücksicht nehmen: auf der einen Seite jene eigentümliche Innerlichkeit, die schon eine innerliche Lebensfremdheit ist, die durch das Ersteigen der dritten Stufe da ist, und auf der anderen Seite dasjenige, was mit dem fortwährenden Aufnehmen von fremden Elementen gegeben ist. Dadurch, dass diese zwei Dinge zusammenkommen, ist innerhalb des hochdeutschen Elementes jene stärkste ideelle Kraft entwickelt worden, die einmal in diesem hochdeutschen Elemente drinnen ist, jene Möglichkeit, zu den ganz reinen Begriffen hinaufzukommen und in den reinen Begriffen sich zu bewegen. Das ist einmal eine gewaltige Erziehung gewesen, die durch diese zwei Strömungen der Sprachentwicklung für das mitteleuropäische Sprachwesen zustande gekommen ist. Die Erziehung zum innerlichen wortlosen Denken - wo wir wirklich fortschreiten zu einem wortlosen Denken - , die ist in besonderem Masse in Mitteleuropa durch die eben charakterisierten Tatsachen erzeugt worden.

Das sind Dinge, die sich unmittelbar aus den Tatsachen ergeben, und wir verstehen gar nicht das hochdeutsche Sprachwesen, wenn wir es nicht in diesem Sinne betrachten, wenn wir es nicht durch die Lautmetamorphose hindurch und durch die Wortmetamorphose, durch die Aneignung fremder Wörter auf den verschiedenen Stufen, betrachten. Das wollte ich Ihnen heute darlegen zur Charakteristik der mitteleuropäischen Sprachen.

Sprachgeschichtliche Erscheinungen als Beispiele für die Entwicklung der Volksseelen. Sprachgeschichtliches und Sprachpsychologisches. In frühen Zeiten der Sprachentwicklung lehnt sich der Mensch mit seiner Empfindung ganz an den Laut an, bildet nach in konsonantischen Lauten die äusseren Vorgänge und vokalisch die darin vorkommenden Interjektionen, Empfindungslaute. Das Sprechen selbst fällt in eine unterbewusste Region, das Bewusstsein sucht den Gedanken abzufangen. Auf einer höheren Stufe wird jetzt derselbe Prozess mit Worten durchgemacht wie früher mit Lauten und Silben.

Vierter Vortrag, Stuttgart, 31. Dezember 1919

Sie haben gesehen, dass in diesen Betrachtungen es zunächst darauf ankommt, die sprachgeschichtlichen Momente auf das Seelische zurückzuführen. Man kann in der Tat kein Verständnis des Vorganges der Sprachbildung und auch kein Verständnis des heutigen Bestandes irgendeines Sprachgebildes bekommen, wenn man nicht auf das seelische Element eingeht. Und ich will auch heute noch - um das in den nächsten Stunden dann durch speziell Sprachgeschichtliches zu illustrieren - einiges von demjenigen vorführen, was Sie von der Betrachtung sprachgeschichtlicher Erscheinungen zu der Entwicklung der Volksseelen leiten kann.

Da möchte ich Ihre Aufmerksamkeit hinlenken auf zwei zusammengehörige Wörter: Zuber und Eimer. Wenn Sie heute diese Wörter, die alte deutsche Wörter sind, nehmen, so werden Sie aus dem Gebrauch dieser Wörter darauf kommen, dass ein Eimer ein Gefäss ist, in dem man etwas trägt, und das einen einzigen, oben angebrachten Henkel hat; ein Zuber ist das, was zwei Henkel hat. Diese Tatsache liegt heute vor und sie kommt zum Ausdruck in den beiden Wörtern: Zuber und Eimer. Untersuchen wir das Wort Eimery so können wir über tausend Jahre zurückgehen: wir finden es im Althochdeutschen oder in einem noch früheren Stadium und finden das Wort einbar. Nun erinnern Sie sich, dass ich Ihnen ja den Lautzusammenhang bar vorgeführt habe. Er hängt zusammen mit beran: tragen, und durch Zusammenziehung des einbar ist Eimer entstanden. Wir haben also deutlich ausgedrückt, so dass man es durchsichtig in der alten Form erschauen kann, das Tragen mit einem Griff; denn bar ist einfach etwas zum Tragen. Zuber heisst im Althochdeutschen

zwiebar, etwas, was man durch zwei trägt, also ein Gefäß mit zwei Griffen. So sehen wir, wie heutige Wörter durch Zusammenziehungen entstanden sind, die wir in der alten Form noch auseinandergelegt finden, was wir jedoch heute im Worte nicht mehr unterscheiden können.

Ähnliche Dinge können wir auch bei anderem Sprachmaterial beobachten. Wollen wir uns ein paar charakteristische Erscheinungen vor die Seele führen. Nehmen Sie zum Beispiel das Wort Messer. Das Wort führt zurück auf das althochdeutsche mezzisahs. Mezzi ist mit einem vorlautenden M nichts anderes, als was zusammenhängt mit ezziy essen - ezzan, die alte Form für essen. Nun aber sahs³ sax könnte man auch sagen in anderer Aussprache. Sie brauchen sich nur zu erinnern: Als sich das Christentum über Süddeutschland ausbreitete, da fanden die Mönche dort noch die ältere Verehrung für jene drei Gottheiten vor, wovon die eine die Gottheit Saxnot war; das ist der Kriegsgott Ziu. Saxnot ist die Zusammensetzung für das lebende Schwert, und sahs ist derselbe Lautzusammenhang. So dass Sie in dem Wort Messer das zusammengesetzte Wort Essensschwert haben: das Schwert, mit dem Sie essen.

So ist auch interessant das Wort Wimper. Das führt zurück auf wintbra. Bra — die Braue, und wint ist das sich Windende. Sie sehen hier anschaulich: die sich windende Braue. Im zusammengesetzten Wort Wimper unterscheiden wir das nicht mehr.

Nun noch ein charakteristisches Wort für solche Zusammenziehungen, wo ursprünglich noch gefühlte Zusammenhänge vorliegen. Sie kennen das nicht so selten vorkommende deutsche Wort Schulze. Gehen wir zurück ins Althochdeutsche, so finden wir dafür das Wort sculdheizo. Das war der Mann, zu dem man im Dorfe ging, dass er einem sagte, was man für eine Schuld habe, der einen aufmerksam machte, wenn man etwas ausgefressen hat. Der Mann, der zu entscheiden, zu heissen hat, was man für eine Schuld habe, der sculdheizo, Schuld-heisser, das ist der Schulze geworden. Ich will diese Beispiele einmal hinstellen, damit Sie mir folgen können, wie der Gang der sich fortentwickelnden Sprache ist.

Man kann nach dieser Richtung auch noch etwas anderes beobachten. Nehmen wir einmal etwas an, was im Dialekt leicht noch vorkommt. In Wien zum Beispiel hat sich ja manches Dialektische reiner erhalten als in Norddeutschland, wo die Abstraktion früh Platz gegriffen hat. Und dies geht zurück bis in die primitive Kultur, die bis ins 10. Jahrhundert hineinreicht. In die nordische Kultur hat sich das nicht eingeschoben, was in süddeutschen Gegenden erhalten geblieben ist an sprachbildendem Genius, dem man noch vielfach anmerkt, wie alte Formen des Sprachwirkens in ihm auftreten. So gibt es zum Beispiel ein anschauliches Wort in Wien, das heisst

der Hallodri. Das ist einer, der gern Unfug treibt, der viel Schwierigkeiten macht, der sich unter Umständen Ausschweifungen, wenn auch nicht gerade ausserordentlich bedenklichen, hingibt. Das Hallo weist hin auf das, was er tut; dann auf sein Gebaren weist die Endsilbe ri hin. Dieses ri ist noch ein dialektischer Überrest von dem althochdeutschen ari} das zum mittelhochdeutschen aere geworden ist, und das sich ganz abgeschwächt hat im Neuhochdeutschen in die Endsilbe er. Nehmen Sie also zum Beispiel ein althochdeutsches Wort: wahtari. Da haben Sie auch diese Silbe, haben das, was man im österreichischen Dialekt in dem Hallodri empfindet. Dieses Auftreten im Leben mit irgend etwas, das liegt in der Endsilbe ari, und wath ist das Wachen. Derjenige, der es mit dem Amt des Wachens so macht, das ist der wathari; im Mittelhochdeutschen wird es wahtaere, also noch mit voller Endsilbe; im Neuhochdeutschen ist es Wächter. Es ist zur Silbe er geworden, der man nurmehr wenig anfühlt von dem, was man bei dem ari empfunden hat: das Hantieren mit der Sache. In allen Wörtern, die diese Endsilbe er haben, sollte man daher fühlen, wenn man sich wieder durchdringt mit dem, was aus alten Zeiten erhalten ist, dieses Hantieren mit einer Sache. Derjenige, der im Garten hantiert, ist der gartenaere, unser heutiger Gärtner. Sie sehen daraus, wie die Sprache bemüht ist, Klangvolles, ich möchte sagen, Musikalisches in Abstraktes allmählich umzuwandeln, bei dem nicht mehr der volle Inhalt des Klanges nachempfunden wird und namentlich nicht mehr im Zusammenhang mit dem vollen Inhalt der Vorstellung oder der Empfindung.

Ein interessantes Beispiel ist das folgende: Sie kennen heute die Silbe ur in Ursache, Urwald, Urgrossvater und so weiter. Gehen wir etwa zwei Jahrtausende in unserer Sprachentwicklung zurück, so haben wir gotisch dieselbe Silbe als uz vorhanden; gehen wir ins Althochdeutsche zurück, also etwa ins Jahr 1000, so haben wir dieselbe Silbe als ar, ir, ur. Vor siebenhundert Jahren ist es noch immer ur und heute auch. Also verhältnismässig früh hat sich diese Silbe umgewandelt. Nur bei Zeitwörtern hat sie sich abgeschwächt. Wir sagen zum Beispiel, indem wir dasjenige, was bekanntmacht, ausdrücken: Kunde. Wollen wir aber auf die erste Kunde hinweisen, auf diejenige, von der die andere Kunde ausgeht, so sagen wir Urkunde. Nun schwächt sich das ur für die Verben ab in er, so dass, wenn wir das Verbum kennen bilden, wir nicht sagen, wie es auch möglich wäre, urkennen, sondern erkennen; aber das er ist genau von demselben Bedeutungswert wie das ur in Urkunde. Wenn ich jemandem möglich mache, dass er irgend etwas tue, dann erlaube ich ihm irgend etwas; wenn ich das in einem bestimmten Falle zum Hauptwort mache, so wird daraus das Wort Urlaub, den ich ihm gebe durch mein Erlauben. Nun ist noch eine Bildung, die an alles das anklingt, ausserordentlich interessant. Sie kennen das Wort: einen Acker urbar machen. Dieses urbar hängt auch mit heran zusammen, tragen machen. Urbar ist das ursprüngliche, das erste Tragenmachen eines Ackers. Sie haben da, ich möchte sagen, eine Bedeutungsanalogie in dem heu-

te noch vorhandenen Wort ertragen. Wenn Sie heute sagen: Ertrag des Ackers —, dann ist dies dasselbe Wort wie das Urbarmachen des Ackers = das erste Erträgnis des Ackers. Und man hat ursprünglich das urbar auch dafür gebraucht, wenn man sagen wollte: den Acker so bearbeiten, dass er etwas tragen kann, zum Beispiel seinen Zins, seine Steuer.

Das Studium der Vor- und Nachsilben, die in unseren Worten auftreten, ist überhaupt ausserordentlich interessant. So haben wir zum Beispiel in zahlreichen Wörtern die Vorsilbe ge. Sie führt zurück auf ein gotisches ga. In diesem gotischen ga wurde noch durchaus das Zusammenziehende gefühlt; ga hat etwa die Gefühlsbedeutung des Zusammenziehens, Zusammenschiebens. Das wurde dann im Althochdeutschen gi und im Neuhochdeutschen eben ge. Wenn Sie dann das auf anderen Wegen gebildete Wort salle, seile, haben, und Sie setzen das ge voran, Geselle, so haben Sie einen Menschen, der mit einem anderen das gleiche Zimmer bewohnt oder im gleichen Saal mit ihm schläft: das ist dann der Geselle. Genosse ist derjenige, der mit dem anderen das gleiche genießt.

Ich mache Sie hier schon aufmerksam auf das durch diese Beispiele charakteristisch Hindurchgehende. Man muss zum Wort in anderer Weise stehen, wenn man im Laute darinnen noch ein unmittelbares Gefühl hat von dem, was es bedeutet, als wenn man dies nicht mehr hat. Wenn man einfach ausspricht: Geselle, weil man sich von Kindheit an gemerkt hat, Geselle bedeutet dieses oder jenes, so ist es doch ein anderes, als wenn man dabei noch das Gefühl hat des Saales und bei Geselle eben diesen Zusammenhang des Saales mit zwei oder mehreren Menschen. Dieses Gefühlselement wird abgeworfen. Dadurch ist erst die Möglichkeit des Abstrahierens vorhanden.

Nun haben Sie zum Beispiel in vielen unserer Worte die Nachsilbe lieh: göttlich, freundlich. Wenn Sie dieses lieh aufsuchen vor zweitausend Jahren, so haben Sie es im Gotischen als leiks. Aber dieses gotische leiks, das dann althochdeutsch lieh wird, das ist urverwandt mit leich und auch mit leib; und ich habe Ihnen schon gesagt, dass leich-leib ausdrückt die Gestalt, die zurückgeblieben ist, wenn der Mensch gestorben ist. Leichnam ist eigentlich schon etwas wie eine tautologische Bildung, wie eine Bildung von der Art, wie sie etwa ein Kind bildet, wenn es zunächst zwei ganz gleichlautende Wörter hat und sie zusammenstellt: wau-wau, muh-muh, wobei in der Wiederholung die Bedeutung aufgestellt wird. Es können aber auch nichtgleiche Laute zusammengestellt werden; und solch eine Zusammenstellung haben Sie zum Beispiel im Worte Leichnam. Leich ist eigentlich schon die Gestalt, welche zurückbleibt, wenn der Mensch von dem Seelischen verlassen ist; nam führt aber zurück auf harn, und harn ist das Wort, das erhalten geblieben ist noch in Hemd und heisst Hülle; so dass Leichnam die Gestalten-Hülle das Gestal-

ten-Hemd ist, das wir abgeworfen haben nach dem Tode. Es sind also zwei ähnliche Dinge: Gestalt - und das etwas verschobene Hülle, zusammengestellt wie wau-wau. Nun ist aber aus diesem leiks, leich unsere Nachsilbe lieh gebildet. So dass Sie also sehen: wenn Sie das Wort göttlich bilden, so muss dieses auf eine Gestalt hindeuten; denn das lieh ist leiks: Gestalt. Ich weise da auf eine Gestalt hin, die das Göttliche ausdrückt; also gottgestaltet würde göttlich sein. Das ist besonders interessant zum Beispiel zu beobachten, wenn wir das althochdeutsche Wort anagilih ins Auge fassen. Da haben wir noch drinnen eben das aus dem Gotischen stammende ana, und ana ist: nahezu, fast; gilih ist die Gestalt. Was also ähnlich ist, das ist dasjenige, was fast die Gestalt hat. Das wird also, wenn es ein neuhochdeutsches Wort wird, zu ähnlich.

Gerade bei diesem Beispiel können Sie etwas studieren, was zunächst nicht rein sprachgeschichtlich, sondern, ich möchte sagen, sprachpsychologisch ist, weil es Ihnen noch zeigen kann, wie die Gefühlswerte in den Wörtern leben, wie aber diese Gefühlswerte allmählich im menschlichen Erfühlen sich loslösen, und dasjenige, was die Vorstellung noch verknüpft mit den Lauten, zu einem ganz abstrakten Element wird. Ich habe Ihnen die Vorsilbe ge, gotisch ga vorgeführt. Denken Sie also, man fühle das noch, dieses Zusammenwirken in ga, was jetzt ge wird, und man wendet das an auf die Gestalt, auf das leich; dann würde ich empfindungsgeschichtlich sagen: zusammenstimmende Gestalt. Es lebt darin, ohne dass es sich ausspricht. Geleich, gleich würde also sein: zusammenstimmende Gestalten, zusammenwirkende Gestalten, geleich = gleich.

Betrachten Sie einmal ein Wort, das manche Geheimnisse enthüllt - wir wollen es heute nur nach einer Seite hin betrachten -, betrachten Sie unser Wort Ungetüm. Dieses ü ist nur der Umlaut für ein ursprüngliches u: Ungetüm; aber das turn, das wir da loslösen, geht zurück auf ein althochdeutsches tuom, und dieses tuom hängt zusammen mit dem Worte tun: zustande bringen, machen, in ein Verhältnis bringen. In allen Wörtern, wo dieses turn zur Nachsilbe geworden ist, kann man eigentlich noch nachfühlen, dass da etwas von einem zusammenwirkenden Verhältnis enthalten ist: Königtum, Herzogtum, Ungetüm. Ungetüm ist dasjenige, wobei kein ordentlich zusammenwirkendes turn entsteht: das un negiert das Zusammenwirken; das getum wäre das Zusammenwirken selber.

Zahlreiche Wörter haben wir, wie Sie wissen, mit der Nachsilbe ig: feurig, gelehrig und so weiter. Das geht zurück auf ein althochdeutsches ac oder auch ic, auf ein mittelhochdeutsches ag, ig, und das ist eigentlich die Wiedergabe von dem, was etwa eigenschaftswörtlich eigen heisst, es ist ihm eig. Wo also die Nachsilbe ig auftritt, da deutet sie auf ein eigen hin. Feurig = feureigen, dem das Feuer eignet. Ich habe Ihnen gesagt, dass wir also beobachten können, wie durch solche Zusam-

menziehungen und im Zusammenziehen erfolgende Umgestaltungen der Lautbestände der Abstraktionsprozess erfolgt, den der Sprachgenius durchmacht.

Man könnte das so ausdrücken: In sehr, sehr frühen Zeiten der Sprachentwicklung eines Volkes lehnt sich der Mensch mit seiner Empfindung ganz an den Laut an. Man möchte sagen: Die Sprache besteht eigentlich nur aus differenzierten, komplizierten Bildern in den konsonantischen Lauten, in denen man nachbildet äussere Vorgänge, und aus darinnen vorkommenden Interjektionen, Empfindungslauten in den vokalischen Bildungen. Nun schreitet der sprachbildende Prozess fort. Der Mensch hebt sich gewissermassen heraus aus diesem Miterleben, aus diesem empfindungsmässigen Miterleben des Lautlichen. Was tut er denn da, indem er sich heraushebt? Er spricht ja noch immer; aber indem er spricht, wird das Sprechen in eine viel unterbewusstere Region hinuntergestossen als das früher war, wo die Vorstellung, das Empfinden noch zusammenhing mit der Lautbildung. Es wird das Sprechen selbst in eine unterbewusste Region hinuntergeworfen. Das Bewusstsein sucht mittlerweile den Gedanken abzufangen. Beobachten Sie das wohl als einen Vorgang der Seele. Dadurch, dass man den Lautzusammenhang unbewusst macht, erhebt man sich mit dem Bewusstsein zu dem nicht mehr im Laut und Lautzusammenhang allein gefühlten Vorstellen und Empfinden. Man sucht also etwas zu erschauen, worauf der Laut zwar noch deutet, was aber nicht mehr so innig wie früher mit dem Laut zusammenhängt. Solch einen Vorgang kann man auch dann noch beobachten, wenn das ursprüngliche, ich möchte sagen, Sich-Herausschälen aus den Lautzusammenhängen schon vorbei ist, und man dasselbe, was man früher mit Lautzusammenhängen gemacht hat, jetzt mit Wortzusammenhängen machen muss, weil schon Wörter entstanden sind, bei denen man nicht mehr den Lautzusammenhang voll fühlt, bei denen man schon mehr gedächtnismässig den Lautzusammenhang mit dem Vorstellungszusammenhang hat. Man macht da auf einer höheren Stufe denselben Prozess, den man früher mit Lauten und Silben gemacht hat, mit Wörtern durch.

Nehmen Sie an, Sie wollten ausdrücken die menschlichen Wesen einer bestimmten Gegend, Sie wollten noch nicht fortschreiten zur völligen Abstraktion, so dass Sie zum Beispiel sagen würden: Die menschlichen Wesen Württembergs. Das würden Sie noch nicht sagen wollen, das würde noch zu abstrakt sein. Man hätte sich noch nicht aufgeschwungen, nehmen wir an, zu so starken Abstraktionen wie: Die Menschen Württembergs. Würde man dasselbe, was man da später durch dieses: Die Menschen Württembergs ausdrückt, abfangen wollen durch Konkreteres noch, dann würde man sagen: Die Bürger und Bauern Württembergs. Man sagt dieses, indem man dasjenige meint, was weder Bauer noch Bürger ist, oder beides, was aber gewissermassen dazwischen schwebt. Um dieses abzufangen, was dazwischen schwebt, gebraucht man beide Wörter. Das wird insbesondere interessant

und deutlich, wenn die beiden Wörter, die man gebraucht, um einen Begriff auszudrücken, den man dadurch bezeichnet, dass man sich ihm gleichsam von zwei Seiten nähert, wenn die beiden Wörter weiter voneinander abstehen, zum Beispiel, wenn man sagt: Land und Leute. Wenn man dieses sagt, dann liegt dasjenige, was man sagen will, dazwischen, und man nähert sich ihm. Oder: Wind und Wetter. Wenn Sie dieses sagen, so meinen Sie etwas, was Sie nicht durch ein Wort ausdrücken, was weder Wind noch Wetter ist, sondern was dazwischen liegt, was Sie aber einfassen, indem Sie Wind und Wetter gebrauchen.

Nun ist es interessant, dass sich im Laufe der Sprachbildung solche Zusammenstellungen so ausdrücken, dass sie irgendwie alliterieren, assonieren oder dergleichen. Daraus ersehen Sie, dass das Lautempfinden, das Tonempfinden in diese Dinge doch noch hineinspielt. Und wer ein lebendiges Sprachgefühl hat, kann ja heute noch solche Dinge fortsetzen, kann durch Ähnlichlautendes dazwischenliegende Vorstellungen abfangen, für die man zunächst nicht das unmittelbare Wort hat. Nehmen Sie an zum Beispiel, ich will am Menschen ausdrücken so etwas wie sein Verhalten, wie es ihm habituell, wie es ihm wesenhaft eigen ist. Wenn ich Anstoss daran nehme, da bloss ein Wort zu gebrauchen, das den Menschen als ein passiv Lebendiges hinstellt - weil ich ihn in seinem wesenhaften Sich-Äussern, Sich-Offenbaren, nicht als passiv Lebendiges hinstellen, aber auch nicht bloss tätig hinstellen will, sondern die Tätigkeit ableiten will von seinem Wesen -, da kann ich nicht sagen: Die Seele eines Menschen lebt - das wäre mir zu passiv; ich kann auch nicht sagen: Die Seele des Menschen webt -, das wäre mir zu aktiv. Ich brauche etwas, was dazwischen ist, und sage heute noch: Die Seele lebt und webt. Aus dem sprachbildenden Genius heraus finden sich solche Dinge zahlreich. Denken Sie sich zum Beispiel, man will ausdrücken, was weder Sang noch Klang ist, so sagt man Sang und Klang. Oder man will beim mittelalterlichen Dichter ausdrücken, dass er den Ton und Text vorbringt, das wollte man oft ausdrücken, dass die Dichter Ton und Text vorbrachten, da konnte man nicht sagen: Sie ziehen herum und singen -, sondern: Sie ziehen herum und singen und sagen. Das, was sie eigentlich taten, das war ein Begriff, für den das Wort nicht da war. - Sehen Sie, solche Dinge, die sind nur, ich möchte sagen, die Spätlinge für das, was früher mit heute nicht mehr durchsichtigen Lautzusammenhängen geschehen ist. Wir bilden gewissermassen mit Worten wie Sang und Klang, singen und sagen, noch Zusammenziehungen, die früher mit solchen Lautbeständen gemacht worden sind, welche noch den Zusammenhang hatten zwischen dem Lautbestand und dem Vorstellungs- oder Empfindungselement.

Nehmen Sie zum Beispiel, um sich ein ganz Charakteristisches nach dieser Richtung vorzuführen, das Folgende: Wenn die alten Deutschen zusammenkamen und Gerichtstag hielten, dann nannten sie so einen Tag tagading. So etwas, was sie ta-

ten, das war ein ding. Heute haben wir noch Ding drehen. Ein ding ist dasjenige, was da geschah, wenn die alten Deutschen zusammen waren. Man nannte es tagading. Nun nehmen Sie die Vorsilbe ver; die weist immer darauf hin, dass etwas in die Entwicklung eintritt. Wenn also das, was auf dem Tageding geschah, in die Entwicklung eintritt, dann konnte man sagen: es wurde vertagedingt. Und dieses Wort ist so nach und nach zu unserem verteidigen geworden; mit etwas Bedeutungswandel ist unser verteidigen daraus geworden. Und so sehen Sie, wie hier noch im Lautbestand vertagedingen dasselbe sich vollzieht, was sich später durch die Wortbestände vollzieht.

Da kommen wir dann nach und nach dazu, dass das Vorstellungsleben noch weiter abirrt von dem blossen Lautleben. Nehmen Sie zum Beispiel so etwas wie das althochdeutsche alawari. Das würde die Bedeutung haben von: ganz wahr. Daraus ist unser Wort albern geworden. Denken Sie sich nun einmal, in welche Tiefen des Volksseelischen Sie hineinschauen, wenn Sie erblicken, dass etwas, das ursprünglich die Bedeutung hatte des Ganzwahren, wenn das albern wird, so wie wir heute das Wort albern empfinden. Da muss durchgehen die Anwendung des Wortes darauf durch, ich möchte sagen, Stämme, die das Auftreten des Menschen in der Eigenschaft des Ganzwahren als etwas Verächtliches finden, die sich dem Glauben hingeben, dass der Schlaue nicht alawari ist. Dadurch überträgt sich die Empfindung: wer ganz wahr ist, ist kein Schlauer -, auf das, wofür ursprünglich eine ganz andere Empfindung angewendet worden ist; und so verschiebt sich die Bedeutung des ganz wahr in albern.

Wir können, wenn wir den Bedeutungswandel studieren, tief hineinschauen in den sprachbildenden Genius im Zusammenhang mit dem Seelischen. Nehmen Sie zum Beispiel unser Wort Quecksilber: dies ist das bewegliche Metall. Dieses Queck ist ganz dasselbe Wort wie zum Beispiel, sagen wir in Quecke, das auch Beweglichkeit bedeutet, oder dasselbe Wort, das in erquicken drinnen ist. Dieser Lautzusammenhang: queck und quick - mit einer kleinen Lautverschiebung: keck -, der bedeutete ursprünglich: beweglich sein. Würde ich also von einem von Ihnen vor 500 Jahren gesagt haben: er ist ein kecker Mensch, so würde ich ausgedrückt haben: er ist ein beweglicher Mensch, der nicht auf seiner faulen Haut liegt, sondern der arbeitsam ist, der sich umtut. Durch Bedeutungswandel ist das zu dem heutigen Wort keck geworden. Da ist die Verseelischung zu gleicher Zeit der Weg zu einem sehr bedeutsamen Bedeutungswandel. So finden wir ein Wort, welches ursprünglich kühn im Kampfe ausdrückt. Wir brauchen nur etwa fünfhundert Jahre zurückzugehen, so heisst das Wort kühn im Kampfe: frech. Ein frecher Mensch im Sinne früherer Zeiten würde bedeuten: ein kühner Mensch, ein Mensch, der sich nicht scheut, im Kampfe gehörig aufzutreten. Hier haben Sie den Bedeutungswandel. Diese Bedeutungswandel, die lassen uns wirklich tief in das seelische Leben in seiner Entwicklung

hineinschauen. Nehmen Sie das althochdeutsche diomuoti. Deo, dio bedeutet immer Knecht, muoti, was verwandt ist mit unserem Mut, aber früher eine andere Bedeutung hatte, ist heute nur wiederzugeben, wenn wir sagen: Gesinnung, die Art und Weise, gegen die Aussenwelt oder gegen andere Menschen gestimmt zu sein. So können wir sagen: diomuoti hatte die Bedeutung von richtiger Knechtsgesinnung, die Gesinnung, die ein Knecht gegen seinen Herrn haben soll. Nun drang das Christentum ein. Die Mönche wollten den Menschen da etwas sagen, was sie haben sollten als die Gesinnung gegen Gott und gegen geistige Wesen. Sie konnten das, was sie ihnen da sagen wollten, nur dadurch zum Ausdruck bringen, dass sie anknüpften an eine Empfindung, die man schon hatte für diese Knechtsgesinnung. So wurde dieses diomuoti nach und nach zur Demut. Die Demut der Religion ist ein Nachkomme der Knechtsgesinnung der alten germanischen Zeit. So geschehen die Bedeutungswandel.

Überhaupt ist es gerade interessant, die Bedeutungswandlungen der Worte, oder besser Laut- und Silbenzusammenhänge, zu studieren, welche die Umänderungen der Bedeutung durch die Einführung des Christentums erfahren haben. Da ist manches vorgegangen, als das römische Priestertum das Christentum nach den nördlichen Gegenden gebracht hat, manches, das man eigentlich nur in seiner Urbedeutung äusserlich erkennt, wenn man auf den Bedeutungswandel der Worte sieht. Wenn in alten Zeiten, wo es noch kein Christentum gab, wo es aber ein ausgeprägtes Verhältnis gab des Herrischen zum Dienerischen, der Herr sagen wollte von irgendeinem Menschen, den er sich dienstbar, knechtbar gemacht hatte, den er erobert hatte: Der ist mir nützlich, dann sagte er: der ist fromm, das ist ein frommer Mensch. Dieses Wort haben Sie heute nur noch in einem letzten Rest vorhanden - wo es gewissermassen, um ein bisschen schalkhaft zu sein, an seine ursprüngliche Bedeutung: nützlich sein, erinnert -, in dem Ausdruck: zu Nutz und Frommen. Wenn man dieses sagt, dieses zu Nutz und Frommen, da ist zwar das Wort zusammengestellt mit dem Nutzen, mit dem es ursprünglich in der Wortbedeutung identisch war, aber da wird nur noch schalkhaft hingedeutet auf dieses Nützlichfinden. Der fromme Knecht war der, der einem möglichst viel nützt. Die römischen Priester haben auch gefunden, dass ihnen manche mehr, manche weniger nützen, und die Nützlichsten haben sie fromm genannt. Und so ist das Wort fromm auf einem merkwürdigen Wege gekommen, gerade durch die Einwanderung des Christentums von Rom aus. An Demut, an Frommsein und manchem anderen können Sie schon etwas studieren von den besonderen Impulsen, durch die das Christentum von Süden aus nach Norden getragen worden ist.

Man muss schon auf das Seelische, das heisst, auf das innere Erleben eingehen, wenn man die Sprache verstehen will. Es ist durchaus das im Bilden der Worte vorhanden, was ich auf der einen Seite charakterisierte als das konsonantische Ele-

ment, wenn man das nachbildet, was äusserer Vorgang ist, und auf der anderen Seite das Empfindende, das interjektive Element, wenn man seine Empfindungen in Anlehnung an das Äussere zum Ausdruck bringt. Nehmen wir ein ausgesprochen konsonantisches Wesen in der Sprachempfindung, in einem vorgerückten Stadium der Sprachentwicklung. Nehmen Sie an, man empfindet diese Form, die ich hier aufzeichne. Wenn der ursprüngliche Mensch



diese Form empfand, da empfand er sie zweifach. Da empfand er sie, indem er von unten nach oben schaute, als das Eingedrückte. Das wurde allmählich zu einem solchen Lautbestand, der uns in dem Worte Bogen vorliegt. Wenn er von oben nach unten auf diese Form schaute - wie es äusserlich zum Beispiel besonders ausgedrückt werden kann dadurch, dass ich möglichst das aufbiege (es wird gezeichnet), da kommt das zustande, was ich von oben nach unten anschau: dann wird es ein Bausch. Von unten nach oben ist es ein Bogen, von oben nach unten ein Bausch; in Bogen und in Bausch liegt noch etwas von der Empfindung drinnen. Will man dann das ausdrücken, was beides umfasst, was gewissermassen sich nicht mehr an die Empfindung anlehnt, sondern nach aussen läuft, um den ganzen Vorgang auszudrücken, dann sagt man: in Bausch und Bogen. In Bausch und Bogen, imaginativ ausgedrückt, wäre das (Hinweis auf die Zeichnung) von oben und von unten gesehen. - Das kann man dann auch auf moralische Verhältnisse anwenden, wenn man mit jemandem ein Geschäft abschliesst, so dass das, was sich ergibt, sowohl von innen wie von aussen sich anschauen lässt: von innen angesehen ergibt es Gewinn, von aussen angesehen das Gegenteil, Verlust. Wenn man mit jemandem ein Geschäft auf Gewinn und Verlust abschliesst, so könnte man sagen: man schliesst es in Bausch und Bogen ab, man nimmt nicht Rücksicht auf das, was unterschieden wird in der einzelnen Bezeichnung.

Ich wollte Ihnen damit klarmachen, dass man durch das Verfolgen der Entwicklung der Lautbestände, aber auch der Wortbestände, Bilder hat von dem Entwickeln des volksseelischen Elementes, und Sie können, wenn Sie dieses Vorrücken von

dem Konkreten des Lautlebens zu dem Abstrakten des Vorstellungslebens als Richtlinien verfolgen, vieles dann selbst finden. Sie brauchen nur ein gewöhnliches Lexikon aufzuschlagen oder Wörter aufzunehmen aus der Umgangssprache und sie mit solchen Richtlinien zu verfolgen. Für unsere Lehrerschaft sage ich noch insbesondere, dass es ausserordentlich anregend ist, mitten im Erzählen einmal hinzuweisen auf solche sprachgeschichtliche Momente, weil sie manchmal tief aufklärend sein können und ausserdem das Denken ausserordentlich anregen. Aber man muss immer gefasst sein, dass man natürlich da auf Holzwege abirren kann; daher muss man immer recht vorsichtig sein, denn die Worte machen ja mannigfaltige Metamorphosen durch, wie Sie jetzt gesehen haben. Also es kommt darauf an, dass man nicht gleich auf äusseren Ähnlichkeiten etwa Hypothesen aufstellt, sondern dass man ganz gewissenhaft vorgeht.

Dass man gewissenhaft vorgehen muss, das können Sie an einem Beispiel sehen, das ich Ihnen auch noch vorführen möchte. Es gab ein ursprüngliches, recht ehrliches deutsches Wort, das hiess Beiwacht - wenn sich die Leute zusammensetzten und miteinander wachten -, Beiwacht, Zusammenwacht. Es ist das eins von denjenigen Worten, die nicht wie manche andere von Frankreich nach Deutschland gewandert sind, sondern es ist unversehens einmal nach Frankreich gewandert, wie auch das Wort guerre, Krieg, die Wirren. Beiwacht ist in alten Zeiten einmal nach Frankreich gewandert und ist da zu bivouac geworden. Und es ist wieder zurückgewandert mit den zahlreichen Wanderungen der westlichen Wörter, die herübergekommen sind nach dem 12. Jahrhundert; es ist wieder herübergewandert und ist Biwak geworden. Dies Wort ist ein ursprünglich deutsches, das aber zuerst nach Frankreich gewandert ist und wieder zurückgekommen ist. In der Zwischenzeit war es wenig gebraucht. Solche Dinge finden also auch statt, dass Wörter auswandern, es ihnen dann zu schwül wird in der fremden Atmosphäre und sie wieder heimkehren. Also, alle möglichen Verhältnisse finden da statt.

I • 05 BEOBACHTUNG DES SPRACHWANDELS

Erziehung – GA-299 Geisteswissenschaftliche Sprachbetrachtungen

Wirklichkeitssinn und Empfindungswandel in der Sprache. Folgen der materialistischen Betrachtungsweise in der Sprachwissenschaft. Beobachtung des Sprachwandels und seiner Metamorphosen in älteren Zeiten. Man muss die Verwandlung der Gefühlswelt studieren, wenn man nicht materialistische Sprachwissenschaft treiben will. Lautbestand und Wortbestand sind ursprünglich im subjektiven Erleben innig miteinander verbunden, dann trennen sie sich: der Lautbestand geht ins Unbewusste, der Vorstellungsbestand ins Bewusste. Allmähliche Herausgestaltung des abstrakten Denkvermögens.

Fünfter Vortrag, Stuttgart, 2. Januar 1920

Nun möchte ich auf Grund dessen, was ich schon ausgeführt habe, und um zum Teil auch noch dieselben Tatsachen zu bekräftigen, heute davon ausgehen, zu bemerken, dass gerade in der Sprachwissenschaft sich die Folgen materialistischer Betrachtungsweise am traurigsten, aber vielleicht auch am augenfälligsten zeigen. Man kann zwar nicht sagen, dass diese materialistische Betrachtungsweise zum Beispiel in der Physik nicht noch schädlicher wirkt, weil sie weniger bemerkt wird; aber am traurigsten wirkt sie in der Sprachwissenschaft, aus dem Grunde, weil sie da am allerleichtesten hätte vermieden werden können, und weil man da hätte sehen können, wie Geist und Seele im sprachbildenden Genius eigentlich wirken. Nun handelt es sich darum, mit dieser Einsicht, die ich damit andeute, sich noch älteren Zeiten der Sprachbildung dadurch zu nähern, dass man sie zunächst an jüngeren Zeiten beobachten lernt; an jüngeren Zeiten, die noch mehr überschaubar sind, an denen man den Sprachwandel noch so verfolgen kann, dass deutlich durch den Sprachwandel und seine Metamorphosen der Wandel in den Empfindungen und in den Gefühlen der Volksseele hindurchscheint. Verhältnismässig weit zurück liegt ja schon die Sprache des deutschen Volkes zur Zeit etwa des Minnesanges, also der Zeit, die man historisch die Ritterzeit nennt; aber sie liegt ja doch nur so weit zurück, dass man gewisse Dinge noch leicht literarisch verfolgen und so über manchen Bedeutungswandel sich aufklären kann. Allerdings, so viel sieht man da nicht mehr, als wenn man den Homer liest, wo jene für uns heute als Schimpfworte wirkenden Bezeichnungen auftreten, mit denen sich da die griechischen Helden belegen. Denn

das halten wir heute nicht mehr aus, dass wir uns gegenseitig Ziegenmägen oder Esel nennen. Das weist auf eine Zeit zurück, wo ein Esel durchaus noch in solchem Ansehen stand, dass ein Held ein Esel genannt werden konnte. Die Tiere - das geht aus den homerischen Dichtungen klar hervor - waren in jener Zeit durchaus noch nicht so mit Empfindungsnuancen belegt wie heute.

Nun, ein wenig können wir uns zum Verständnis dieser Dinge erheben, wenn wir eben noch weniger weit zurückliegende charakteristische Beispiele aufsuchen. So wenn wir im Mittelalter die Redensart finden: Sie klebten wie ein Pech in ihrer Feinde Scharen. Es kommt uns heute komisch vor, wenn man von jemand, der tapfer im Kampfe aushält, sagt: Er klebte wie ein Pech, aber dieses Wie-ein-Pech-Kleben, das war durchaus eine mögliche Ausdrucksweise in der Zeit des Minnesanges.

Und bei Wolfram von Eschenbach finden Sie eine charakteristische Redensart, die Ihnen zeigt, wie man damals erstens noch viel auf das Anschauliche gesehen hat, zweitens aber gewisse Empfindungsnuancen für gewisse Vorgänge und Dinge hatte, die heute solche Vorgänge und Dinge verächtlich machen. Wenn also Wolfram von Eschenbach in seriöser Art das Auftreten einer Herzogin vor einer männlichen Persönlichkeit schildert, so sagt er: ihre Erscheinung drang in das Auge dieser Persönlichkeit und durch das Auge in das Herz wie eine Nieswurz durch die Nase. Es ist anschaulich, denn der Geruch der Nieswurz strömt sehr anschaulich, man könnte sagen, sehr ruchbar durch die Nase; aber wir würden es heute nicht sagen. Daraus sehen Sie, wie die Gefühlswelt sich verwandelt hat, und diese Verwandlung der Gefühlswelt sollte man studieren, wenn man nicht materialistische Sprachwissenschaft treiben will.

Einem neueren Dichter, wie Sie wissen, war es noch gegönnt, von einer würdigen weiblichen Persönlichkeit zu sagen: Sie blickte wie ein Vollmond drein. Aber man würde im weitesten Umfange diese im Mittelalter ganz gebräuchliche Redensart heute nicht mehr verzeihen. Wenn Sie aus einer ähnlichen Empfindung heraus einer Dame sagen würden: Sie blicken mich wie ein Vollmond an, so würde das heute nicht mehr zu einer möglichen Umgangssprache gehören; im Mittelalter aber war das Liebliche des Mondes, die Milde des Mondes das Vorherrschende im Volksgemüte. Und man hat von diesem aus gerade dasjenige, was man am Damenblick, an der Damenmiene liebte, verglichen mit dem Vollmond.

Gottfried von Strassburg redet in seinem «Tristan» ganz seriös von geheimer Liebe, Geleimte Liebe ist das, was auseinandergegangen war, aber sich wieder zusammengeschlossen hat. Er redet vom Klebenbleiben der Verwundeten auf dem Schlachtfelde. Das würde heute beleidigend wirken. Und wenn gar das Mittelalter sagt: Die kaiserlichen Beine eines Menschen, um seine würdige Beinhaltung auszu-

drücken, oder wenn er sagt: Die kaiserliche Magd Maria, so zeigt Ihnen das als Wesentliches die Wandlung der Gefühlswelt.

Ich führe Ihnen diese Beispiele aus dem Grunde an, damit Sie aufmerksam werden, wie dieser Wandel der Gefühlsnuancen sich auf weniger bemerkbaren Gebieten geltend macht. So wenn im Mittelalter noch gesprochen wurde von krankem Schilfrohr. Was ist krankes Schilfrohr? Krank ist da nur das schmückende Beiwort für ein recht langgestrecktes Schilfrohr. Und die Zeit liegt gar nicht weit zurück, wo krank, wenn man es ausgesprochen hat, überhaupt nichts anderes bedeutete als schlank. Wenn man in der damaligen Zeit jemanden krank genannt hätte, so hätte man gemeint, er ist ein grosser, schlanker Mensch. Nicht meinte man im heutigen Sinn, er sei krank. Wenn man das sagen wollte, so hätte man sagen müssen, er sei süchtig, von einer Sucht befallen. Damals war Kranksein gleich Schlanksein. Nun denken Sie sich, was da vorgegangen ist! Man hat allmählich die Empfindung bekommen, dass es etwas Unmenschliches am Menschen sei, wenn er schlank sei. Man hat sich die Empfindung angeeignet, dass normal beim Menschen ist, ein bisschen nichtschlank zu sein. Auf diesem Umwege ist entstanden die Verkuppelung des Lautzusammenhanges krank mit süchtigsein, mit Nicht-normal-organisiert-Sein. Also, es nimmt ein Wort eine gewisse Empfindungsnuance in Anspruch, das früher einer ganz anderen Empfindungsnuance zugehört hat.

Es liegt aber die Zeit noch gar nicht weit zurück, da konnte ein Wirt gute Geschäfte machen, wenn er elenden Wein anpries. Also ein Wirt konnte sagen und verkündigen lassen im Dorf: bei mir ist elender Wein zu finden. Elend ist hier ganz dasselbe Wort wie unser Elend. Sie finden einen Anklang an die alte Empfindungsnuance von Elend nur noch im Dialekt, wo gewisse Dörfer, die weit an der Grenze draussen sind, das Elend genannt werden, die Elenddörfer. Man sagte zum Beispiel noch in Steiermark zu meiner Zeit: der Mann ist aus dem Elend und meinte damit, er ist aus einem Grenzorte. - Und es haben sich gewisse Dörfer bis jetzt den Namen Elend erhalten. Diese Bezeichnung ist nur von weiter draussen hereingerückt; denn elender Wein hiess ausländischer Wein, und das Elend ist das Ausland, so dass also der Wirt - wenigstens bis zum Jahre 1914 —, wenn er zum Beispiel französische Weine anpries, gute Geschäfte gemacht haben würde, wenn er elende Weine angepriesen hätte. Da haben wir also einen Bedeutungswandel, der schon bei krank vorhanden ist.

Der Dichter Geiler von Kaisersberg spricht kurioserweise - wenn Sie es bei ihm aufsuchen, wird es mehr durchsichtig sein - von einem hübschen Gott. Das können wir heute nicht mehr gut sagen. Er meinte damit einen wohlwollenden Gott. In hübsch finden wir damals die Gefühlsnuance, die wir heute mit dem Worte wohlwollend verbinden. Sie finden heute zuweilen noch die Redensart - denn solche Dinge

haben sich als Reste erhalten -: ein ungehobelter Mensch. Sie werden dieses Wort verstehen, wenn Sie bei Luther lesen, dass die Menschen durch die Propheten gehobelt werden. Menschen werden durch die Propheten gehobelt, das heisst, sie werden zurecht gemacht. Da haben wir also noch die sinnliche Anschauung des Hobelns verbunden mit dem Wieder- Zurechtmachen.

Mit diesen Beispielen sind wir nun etwas weiter zurückgegangen. Aber sehen wir noch auf etwas Näheres. Lessing, der also nicht sehr weit zurückliegt, will einmal ausdrücken - was man heute schon durch seine Wortprägung missverstehen kann -, dass es vieles gibt, wofür man gerechterweise Sympathie entwickelt, was aber doch nicht zum Charakter des Schönen, daher nicht zum Gegenstand der Kunst erhoben werden kann. Und diese Wahrheit drückt er so aus, dass er sagt: Vieles von dem Anzüglichsten kann nicht Gegenstand der Kunst sein. Wenn wir das heute lesen, so werden wir unmittelbar glauben, anzüglich sei bei Lessing so gemeint, wie es heute gemeint ist; aber der Zusammenhang ergibt, dass wir nur dasselbe wie er meinen würden, wenn wir sagen würden: Vieles von dem Anziehendsten kann nicht Gegenstand der Kunst sein. - Also, Sie haben hier die Wandlung der Empfindungsnuance, so dass, was Sie heute als das Anziehendste bezeichnen, Lessing noch als das Anzüglichste bezeichnet hat. Wir bezeichnen damit heute etwas wesentlich anderes.

Nun ist interessant zu verfolgen, auf wie komplizierte Weise solch ein Bedeutungswandel sich eigentlich vollzieht. Nehmen Sie einmal an: das Wort krank, das früher schlank bedeutet hat, konnte also auch angewendet werden auf das Schilfrohr; ein krankes Schilfrohr ist ein Schilfrohr, das schlank ist, das daher weniger gut zu gebrauchen ist als ein kurzes, dickes Schilfrohr. Nun hat sich das allmählich gewandelt in der Empfindungsnuance, so dass es allmählich die heutige Bedeutung von krank empfing; aber heute ist schon wiederum etwas abgestreift. Denn Adelung, der in der Mitte zwischen jener Zeit und uns lebt, Adelung sagt zum Beispiel, man müsse gekränkte Schiffe ausbessern. Es wirkt heute ein bisschen komisch, oder wenigstens so, dass man weiss, dass der Betreffende ein Spassvogel ist, wenn er von einer gekränkten Uhr zum Beispiel spricht; aber damals war das etwas Selbstverständliches, wenn man das mittlerweile gewandelte Wort krank auch auf Unorganisches angewendet hat. Sie sehen daraus, dass krank ursprünglich etwas mit der Gestalt zu tun hatte, und dass sich dann erst allmählich die Bedeutung von heute einschlich. Dann aber wurde das, was früher da war, ganz weggeworfen, und es bekam eine ganz neue Bedeutung, während wir bei den gekränkten Schiffen noch an die frühere Bedeutung denken können. Immer mehr und mehr ist das unmittelbare Erfühlen des Empfindungsgemässen in den Worten abgestreift worden. Selbst bei Goethe - und zwar bei ihm, weil er in vieler Beziehung zurückgegangen ist auf das Walten des sprachbildenden Genius - findet sich noch ein deutliches Fühlen bei

Worten, bei welchen wir nicht mehr deutlich fühlen. Zum Beispiel, nehmen Sie das Wort bitter. Bei uns ist es heute eine Bezeichnung für ein rein subjektives Erlebnis, für ein Geschmackserlebnis geworden. Und mit dem, was in alter Zeit anschaulich war und wovon das Wort bitter abgeleitet ist, bringen wir es heute in unserer Empfindung gewöhnlich nicht mehr zusammen: mit beissen. Es hängt aber zusammen mit beissen: was bitter schmeckt, beisst uns eigentlich. Goethe fühlt das noch und spricht von der bitteren Schere der Parze: die beissende Schere der Parze ist das! Die Menschen sind heute schon solche Abstraktlinge, dass sie sagen: Dichterische Freiheit —, wenn sie auf ein solches Wort stossen. Aber es ist keine dichterische Freiheit, sondern es ist gerade aus dem vollen inneren Erlebnis hervorgegangen. Goethe lebte auch noch nicht in der Zeit, wo neunundneunzig Prozent dessen, was gedichtet wird, zuviel ist. Er fühlte der Sprache gegenüber - und das muss man sich bei vielen seiner Werke vor Augen halten - noch viel innerlich lebendiger, als das heute irgendein Mensch kann, wenn er einfach in der äusseren Bildung darin-
nensteht. Das können Sie wiederum fühlen, wenn Sie bei Goethe das Wort finden: Ein Ecce homo gefiel mir wegen seiner erbärmlichen Darstellung. Kein Mensch scheint das heute anders zu empfinden, wenn er so redet, als dass das eine schlechte Darstellung ist. Goethe aber will andeuten, dass unser tiefstes Erbarmen hervorgerufen wird durch diese Darstellung. Wir müssten also ganz abstrakt sagen: Ein Ecce homo gefiel mir wegen seiner Erbarmen herausfordernden Darstellung. Goethe aber sagte noch: Ein Ecce homo gefiel mir wegen seiner erbärmlichen Darstellung.

Selbst noch vor verhältnismässig gar nicht ferner Zeit konnte man einen Menschen, der auf der Strasse ging und gerne Kinder, gern arme Leute ansprach und mit ihnen redete, nicht hochfahrend war, sich nicht hoch trug, wenn man ihm Anerkennung zollen wollte, benennen: Du bist ein niederträchtiger Mensch. Das war möglich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Ein niederträchtiger Mensch, das war für die damalige Zeit ein leutseliger Mensch: man lobte ihn, man zollte ihm von einem gewissen Gesichtspunkte aus das höchste Lob. - Ich glaube nicht, dass heute noch viele Menschen einen gründlichen Sinn damit verbinden, wenn sie in Schriften des 18. Jahrhunderts lesen von einer ungefährlichen Zahl. Wir würden heute nur sagen: Eine Zahl, die ungefähr das Richtige sagt. Eine approximative Zahl, die nannte man eine ungefährliche Zahl. - Und was würden sich die meisten Menschen heute denken, wenn sie den im 18. Jahrhundert noch gang und gäbe gewesenen Ausdruck finden: unartige Pflaumen? Unartige Pflaumen sind diejenigen Pflaumen, die nicht die ganz typischen Merkmale der Art zeigen, die etwas Besonderes sind, die aus der Art herausfallen; das sind unartige Pflaumen. Erst wenn wir uns ein Gefühl aneignen, dass solche Wandlungen stattfinden, dann verstehen wir anderes, was seine Wandlung nicht so auffällig an der Stirne trägt. Zum Beispiel unser heuti-

ges Wort schwierig. Sie wissen, mit welcher Empfindungsnuance man es gebraucht. Früher gebrauchte man es nur, wenn man sich bewusst war, dass man sagen wollte: voller Schwären, voller Geschwüre. Also, wenn man eine Sache schwierig fand, so wollte man damit die Empfindung ausdrücken: dieses Verrichten bewirkt Geschwüre, Sehr anschaulich und lebendig drückt man das aus, und dies hängt zusammen mit dem Ausdruck schwierig.

Solche Dinge, die ganz aus der gegenwärtigen Empfindungsnuance herausgefallen sind und die beweisen, wie unrecht man hat, wenn man als Pedant an die Sprachbeurteilung herangeht und ableiten will, ohne dass man die Tatsachen der Sprachmetamorphosen kennt, die können sich auch in der Mundart zeigen. Wenn man jemandem ein Mittagsmahl vorsetzt, das viele Gänge hat, so kann man ihm heute sagen: er solle von dieser Speise nicht zuviel essen, denn es gäbe noch andere Speisen, für die er sich Appetit bewahren soll. Man kann heute sagen: Bitte, essen Sie nicht zuviel, es kommt noch anderes Gutes nach. - Es gibt aber noch eine gewisse Gegend des deutschen Sprachgebietes, wo gesagt werden kann: Iss von dieser Speise nicht zuviel, es gibt noch etwas hintenauf. Eine andere Mundart hat die Möglichkeit, zu sagen: Ach, das sind gute, liebe Kinder, die schlachten sich. Das heisst: sie sind nicht aus der Art geschlagen, sie sind gutartig, sie schlachten sich. Gerade solch ein Beispiel, wie: das sind gutartige Kinder, die schlachten sich, das weist uns auf das lebendige Zusammenleben zwischen Empfindung und äusserer Anschauung im Sprachgefühl.

Das tritt einem manchmal als etwas ausserordentlich Wichtiges entgegen. Sie haben bei Goethe eine Stelle im Gespräch, die er in späteren Jahren zur Charakterisierung seiner Arbeit am «Faust» gebraucht hat. Diese Stelle hat bei den «Faust»-Kommentatoren eine ausserordentlich grosse Rolle gespielt. Goethe sagt einmal als ganz alter Mann, um die Arbeit an seinem Faust zu charakterisieren, es sei doch etwas, wenn seit über sechzig Jahren die Konzeption des «Faust» bei ihm jugendlich von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Viele «Faust»-Kommentatoren haben daraus geschlossen, dass Goethe schon als junger Mensch einen «Faust»-Plan hatte, dass ihm die Konzeption zu einem «Faust» von vornherein klar war, und dass das Spätere nur eine Art Ausführung sei. Und vieles Unnötige und Unwahre mit Bezug auf die Charakteristik seiner Arbeit am «Faust» ist aus der Interpretation dieser Stelle gekommen. Diese Stelle kann erst richtig verstanden werden, seit Fresenius veröffentlicht hat, welche Bedeutung bei Goethe der Silbenzusammenhang von vorne herein hat. Mir trat dies besonders nahe, weil ich mit Fresenius arbeitete. Der kam, wenn er irgend etwas hatte, Jahrzehnte nicht zur Verarbeitung dieser Sache. Daher drängte ich ihn, dass er das veröffentlichte, weil das sehr wichtig sei, was er da zu sagen hatte. Man kann die Stellen, an denen Goethe das Wort von vorne herein gebraucht hat, zusammennehmen: er ge-

braucht es nie anders als räumlich. Wenn er sagt, er habe ein Buch von vorne herein gelesen, so bedeutet das nichts anderes, als dass er nur die ersten Seiten des Buches gelesen hat. Und so kann man klar nachweisen, dass er nur die ersten Szenen des «Faust» in der Jugend klar konzipiert hat. Also hier deutet einfach das richtige Verständnis des Wortgebrauches auf die Arbeit Goethes hin, und Sie sehen gerade bei diesem Wortgebrauch, dass bei uns abstrakt geworden ist, was bei ihm räumlich angeschaut ist. Den Ausdruck von vorne herein gebraucht er immer anschaulich, räumlich. So beruht sogar ein grosser Teil desjenigen, was Goethe so anziehend macht, auf diesem seinem Zurückgehen zu den Qualitäten des ursprünglich sprachschöpferischen Genius. Und man kann, wenn man von Goethes Sprache aus in Goethes Seele vorzudringen sucht - während heute die Forscher das nur materialistisch machen -, auch da wichtige Anhaltspunkte für eine Entmaterialisierung der Sprachwissenschaft finden. Es ist gut, wenn man sich bei solchen Dingen auch Rat holt.

Wir haben für vieles nicht mehr jene Sprachzusammenhänge, die das ursprüngliche Zusammengehören von Empfindungsnuancen und Lautbeständen zum Ausdruck bringen. Die Dialekte haben es noch manchmal; sie haben auch das, wodurch das Anschauliche zum Ausdruck kommt. So zum Beispiel finden Sie, weniger schon in der Schriftsprache, aber oft im Dialekt da oder dort den Ausdruck: unter den Arm greifen. Das heisst einfach, jemandem, der hilflos ist, helfen. Warum? Weil die jüngeren Leute den älteren, die nicht mehr so flott gehen können, die Hand boten, ihnen unter den Arm griffen und sie stützten. Dieser ganz anschauliche Vorgang ist übertragen worden auf Hilfeleistung überhaupt. Geradeso wie man gesagt hat, man wischt sich den Nachtschlaf aus den Augen, so hat man für das Helfen einen einzelnen konkreten Vorgang gewählt, durch den man das Abstraktere anschaulich ausdrückte. Manchmal war dann der Sprachgenius nicht mehr in der Lage, am Anschaulichen festzuhalten; dann hat er zuweilen auf der einen Seite das Anschauliche festgehalten, auf der anderen es abgeworfen. - Sie haben heute noch das Wort lauschen für eine gewisse Art des Zuhörens. Der Österreichische Dialekt hat auch für das blosses Hören ein Wort, das noch mit diesem Lauschen verwandt ist: losen, und man sagt in Österreich nicht bloss zu jemandem, von dem man will, dass er zuhört: hör einmal, sondern los amol! Das Losen ist ein schwaches aktives Lauschen. Die gebildete Umgangssprache hat lauschen beibehalten. Losen ist das Verwandte, das mit der Empfindungsnuance einer schwächeren Aktivität darauf deutet. Im losen kann man noch das Schleichende spüren, das im verborgenen Zuhören sich äussert; und in gewisser Weise ist sogar das Losen schon übergegangen auf ein unerlaubtes Zuhören. Wenn zum Beispiel einer durchs Schlüsselloch etwas erlauscht, oder wenn einer zuhört bei etwas, wo zwei sich unterhalten, was nicht für ihn bestimmt ist, dann sagt man, er habe gelost.

Erst wenn man eine Empfindung hat für das Empfindungsgemässe solcher Lautbestände, kann man allmählich übergehen, die Empfindung für die elementaren Laute, die Vokale und Konsonanten, zu entwickeln. So gibt es im österreichischen Dialekt ein Wort, das heisst: Ahnl; es ist die Grossmutter, die Ahnl. Sie kennen es doch wohl? Die Ahnfrau ist etwas allgemeiner. Die Ahnl, da haben Sie die Ahne mit einem / verbunden. Es ist einfach der Ahn mit einem / verbunden. Um das zu verstehen, was da eigentlich sprachlich vorliegt, muss man sich sprachlich aufschwingen, dieses / als Konsonant zu fühlen. Sie fühlen es, wenn Sie die Nachsilbe lieh fühlen, von der ich gesagt habe, dass sie aus leih entstanden ist. Es hat etwas zu tun mit dem Gefühl, dass sich etwas herumbewegt, dass man in der Sprache nachzuahnen hat das sich Herumbewegende. Eine Ahnl ist eine Person, die man anschaut als eine Alte, die aber den Eindruck macht einer beweglichen Alten: man muss so im Gesicht herumschauen, damit man die Falten sieht. So sehen Sie, wie charakteristisch das l angewandt ist.

Nehmen Sie das Wort schwinden. Schwinden, hingehen, so dass es nicht mehr gesehen wird; etwas hingehen machen, indem es nicht mehr gesehen wird. Nehmen Sie nun einmal nicht ein Hingehen machen, dass es nicht mehr gesehen wird, sondern: Ich will so ein bisschen mogeln beim Hingehen machen; ich will etwas bilden, das doch wieder dableibt, was also nicht ausdrückt das wahre, wirkliche Schwinden: dann fühle ich das Sich-Herumbewegen - hier ein / -, und es wird schwindeln daraus. Das hat das / gemacht, und Sie können genau fühlen, welchen Empfindungswert ein solches / hat, wenn Sie von schwinden auf schwindeln übergehen. Sie werden die Eurythmie als etwas Selbstverständliches fühlen, wenn Sie sich in solche Dinge vertiefen. Sie werden fühlen, wie in der Eurythmie zurückgegangen wird auf ein ursprüngliches Verwandtsein des Menschen mit dem, was in den Lautbeständen enthalten ist, das ohne den Lautbestand, eben nur durch die Bewegung, zum Ausdruck gebracht werden soll. Sie werden, wenn Sie so etwas fühlen, auch genau empfinden können, wie zum Beispiel in einem Vokal wie u etwas Zusammenschmiegendes, Zusammenschliessendes enthalten ist. Sehen Sie sich das u der Eurythmie an, dann haben Sie dieses Zusammenschmiegende, Zusammenschliessende, und dann werden Sie sagen: in Mutter, mit der man sich gewöhnlich zusammenschliesst, kann an erster Stelle unmöglich ein a stehen oder e stehen. Man könnte sich nicht denken, dass man da Metter oder Matter sagt. Mater bezeugt eben, dass es eine schon abgeschwächte Sprache ist, in der das vorkommt; ursprünglich heisst es Mutter.

Ich habe Sie durch das alles auf den Weg des sprachlichen Genius gewiesen, der, wie ich schon einmal sagte, eine Kluft aufrichtete zwischen dem Lautbestand und der Vorstellung. Beide sind ursprünglich im subjektiven menschlichen Erleben innig miteinander verbunden; sie trennen sich. Der Lautbestand geht hinunter ins

Unterbewusste; der Vorstellungsbestand geht hinauf ins Bewusste. Und viele Dinge, die noch empfunden werden da, wo man ursprünglich mit den äusseren Tatsachen zusammenlebt, werden damit abgeworfen. Und gehen wir zurück in der Sprachentwicklung, dann finden wir überhaupt das Merkwürdige, dass uns die ursprünglichen Formen der Sprachentwicklung ganz hinausführen in das Tatsächliche; dass ein feiner Tatsachen- und Wirklichkeitssinn auf den primitiven Stufen der Sprachbildung vorhanden ist; dass die Leute, die auf dieser Stufe leben, mit dem, was in den Dingen ist und vorgeht, innig zusammenleben. In dem Augenblick, wo dieses innere Zusammenleben auf hört, vernebelt sich gewissermassen der Wirklichkeitssinn, und die Leute leben in einem Unwirklichen, was in der Sprache zum Ausdruck kommt. In der ursprünglichen indogermanischen Sprache haben Sie, wie im Lateinischen, drei Geschlechter, wie auch wir im Deutschen noch drei Geschlechter haben. Man empfindet sie als etwas Verschiedenes: männlich, weiblich, sächlich. Im Französischen haben Sie nur noch zwei Geschlechter, im Englischen haben Sie nur noch ein einziges Geschlecht, was bezeugt, dass das eine Sprache ist, die als Sprache den Wirklichkeitssinn, man möchte sagen, grandios abgestreift hat, die nur mehr über den Dingen schwebt, aber nicht in den Tatsachen darinnen lebt. Es war noch etwas elementar Hellseherisches auf derjenigen Stufe der Menschheitsentwicklung, auf der die Geschlechter für das Wort gebildet wurden; man empfand da noch etwas Lebendig-Geistiges in den Dingen drinnen. So hätte niemals in den älteren Sprachformen der indogermanischen Sprachen der Sonne und die Mond entstehen können - was später nur umgewendet worden ist in die Sonne und der Mond -, wenn man nicht die elementarischen Wesenheiten, die in Sonne und Mond leben, empfunden hätte wie Bruder und Schwester. Im Altertum hat man empfunden: die Sonne ist der Bruder, der Mond die Schwester - heute ist es an der Zeit, wo man umgekehrt verfährt -; man hat den Tag als den Sohn und die Nacht als die Tochter des Riesen Norwi empfunden. Das beruhte durchaus auf primitiver hellseherischer Anschauung. Die Erde hat man nicht so empfunden, wie die heutigen Geologen sie empfinden; die haben natürlich alle Veranlassung, ein Neutrum zu gebrauchen: das Erde müssten sie eigentlich sagen. Der heutige Mensch empfindet nicht mehr, wie die Erde tatsächlich die Gää ist, zu der das Männliche der Uranos ist. Das aber empfand man auch noch in den Gegenden, in denen die germanische Sprache ursprünglich sprachbildend aufgetreten ist. - Sonst waren es wenigstens Empfindungsnuancen, die aus dem Zusammenleben in der Aussenwelt sich ergaben, die zu der Geschlechtsbezeichnung, zu der Geschlechtscharakteristik den Anlass gaben. So empfand man den Elefanten als stark, die Maus als schwach. Weil man den Mann als stark und das Weib als schwach empfunden hat, hat der Elefant das männliche Geschlecht bekommen und die Maus das weibliche Geschlecht. Die Bäume des Waldes sind zumeist weiblich, weil sie für das ursprüngliche Empfinden die Häuser, die Sitze für weibliche Gottheiten waren. Dass ein sächliches Geschlecht neben

dem männlichen und weiblichen vorhanden ist, das ist eigentlich von ungeheurer Bedeutung, weil es auf etwas sehr Tiefes im Sprachgenius verweist. Wir sagen: der Mann, die Frau, das Kind. Das Kind, bei dem das Geschlecht noch nicht ausgesprochen ist, was noch nicht sein Endgültiges ist, was erst wird. Als das sächliche Geschlecht gegeben worden ist, ging es aus jener Stimmung beim Volksgenius hervor, wo man empfand, dass alles, was man als sächlich bezeichnet, erst etwas wird. Das Gold hat heute noch nicht das Charakteristikum, das ihm einstmals eigen sein wird. Es ist im Kosmos noch jung; es wird erst das sein, wozu es bestimmt ist. Daher sagt man nicht der Gold, nicht die Gold, sondern das Gold. - Man kann nun wiederum studieren, wie es sich damit verhält, wenn die Anschauung, aus der die Geschlechtscharakteristik hervorgegangen ist, schwindet. Wir sagen heute: die Mitgift, was deutlich beweist, dass es zusammenhängt mit einem früheren Wort, wie es auch der Fall ist: die Gift. Wir sagen heute der Abscheu, was deutlich beweist, wie es auch der Fall ist, dass es zurückführt auf ein Wort: der Scheu. Der Scheu, die Gift, diese Worte haben ihre Empfindungsnuance gewandelt. Die Gift wurde früher einfach so bezeichnet, dass man mehr meinte: das Gleichgültige des Gebens. Aber weil vorzugsweise das, was gewisse Leute gegeben haben und was nach Fausts Anschauung vielen Leuten schädlich war, in seiner Bedeutung, die sich gewandelt hat, angewendet worden ist auf eine Gabe, die anrücklich ist, verlor man den Zusammenhang mit der ursprünglichen Geschlechtscharakteristik, und es wurde das Gift. Und als das ursprüngliche starke Empfinden, das einer hatte, den man scheu nannte, das In-sich- Gefestigte, als das schwach wurde, da durfte das Wort die Scheu werden.

Wie die Sprache abstrakter geworden ist, wie die Sprache sich herausgelöst hat aus dem Verwobensein mit der äusseren Wirklichkeit, das kann man am besten daran sehen, dass doch die indogermanischen Sprachen, also die alten Sprachen, acht Fälle hatten: Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ, Vokativ, Ablativ, Lokativ, Instrumentalis. Das heisst, man drückte nicht nur die Stellung aus, die ein Ding hatte und die man heute empfindet, wenn man es im ersten, zweiten, dritten, vierten Fall ausdrückt, sondern man wusste auch andere Zusammenhänge mit der Empfindung zu verfolgen. So zum Beispiel: irgend etwas tun zu einer bestimmten Zeit - kann man so ausdrücken wie heute; man sagt, man tut es diesen Tag oder dieses Tages} man kann den Genitiv oder Akkusativ gebrauchen. Doch man empfindet nicht mehr das Helfende des Tages dabei, der Tageszeit und gerade dieses bestimmten Tages; man empfindet nicht mehr, dass, was man zum Beispiel am 2. Januar 1920 tut, man nicht mehr später tun könnte, dass einem die Zeit etwas Helfendes ist, dass die Zeit in etwas drinnensteckt, was einem hilft. Das empfand man in alten Zeiten, und man gebrauchte den instrumentalen Fall hin tagu. Man müsste sagen etwa durch diesen Tag, vermitteltst dieses Tages. Es ist zum Worte heute geworden. Heute, da

steckt also ein alter Instrumentalis drinnen. Ebenso hiu jaru: es ist zum heutigen heuer geworden. Aber die Sprache hat nach und nach diese anderen vier Fälle abgeworfen und hat nur noch vier Fälle zurückbehalten. Daraus sehen Sie auch, wie das Abstrahierungsvermögen der Sprache fortschreitet, und wie wir, wenn wir uns diese Beispiele vor Augen führen, eben deutlich sehen können, wie allmählich sich das abstrakte Denkvermögen und damit ein gewisser Unwirklichkeitssinn herausgestaltet aus dem alten Wirklichkeitssinn, der in der Sprache zum Ausdruck kommt.

I • 06 METHODISCH-DIDAKTISCHER HINWEIS

Erziehung – GA-299 Geisteswissenschaftliche Sprachbetrachtungen

Richtlinie, um durch die Spracherscheinungen und ihre Entwicklungen sich durchzufinden. Element der Nachahmung äusserer Tatbestände. Die sprachliche Gebärde wird mit dem zur Verfügung stehenden Luftorganismus gebildet. Weitere Verinnerlichung des Angeschauten. Das Ich und Du, das früher in das Wort hineingedrängt war, trennt sich von ihm. Im Lateinischen kommt der Sprachgenius zur Selbstschau, zum Egoismus und stellt das Ich und Du vorne hin. Die Sprache wird zu einem Zusammenfluss des gedanklichen Elementes und des Willenselementes im Menschen. In den Dialekten wird noch gedacht im Lautentwickeln - im Hochdeutschen wird mit dem Willen gesprochen und das Denken geht als eine Parallelerscheinung neben der Lautentwicklung einher. Methodisch-didaktischer Hinweis.

Sechster Vortrag, Stuttgart, 3. Januar 1920

Ich glaube, an einigen charakteristischen Beispielen Ihnen einiges aus der Sprachentwicklung gezeigt zu haben, so dass Sie gewissermassen aus diesen Beispielen heraus den inneren Gang des sprachbildenden Genius durchschauen können. Es wird notwendig sein, wenn Sie durch die Spracherscheinungen und ihre Entwicklungen sich durchfinden wollen, dass Sie leitende Richtlinien aus solchen charakteristischen Erscheinungen heraus verstehen. Selbstverständlich konnte ich Ihnen nur einiges andeuten und werde auch heute nur, die Grundlagen dieser Betrachtungen zusammenfassend, Ihnen eine Hauptrichtlinie zeigen können. Wir werden hoffentlich in ganz naher Zukunft diese Betrachtungen hier fortsetzen können. Dasjenige, was Sie hauptsächlich durch unsere Betrachtungen haben sehen können, das ist ja wohl, dass auf den primitiven Stufen sprachlicher Entwicklung die Menschen innerlich empfänglich sind, innerlich belebt sind für den Zusammenklang von Laut und Sache. Ob nun diese Sache eine Empfindung ist oder ein äusserer Vorgang, ein äusseres Ding, eine äussere Tatsache: wenn es sich darum handelt, Laute zu bilden für Empfindungen, die der Mensch an Äusserem hat, dann werden die Laute vokalisch im weitesten Sinne gebildet. Vokalisch bedeutet bei der Sprache alles innerlich Gebildete, alles das, was innerlich empfunden wird und aus jenem gefühlsmässigen, willensmässigen Elemente heraus, das in der Empfindung gegeben ist, sich in den Laut hineindrängt. In allen Selbstlauten, in allen vokalischen Bil-

dungen haben wir daher gewissermassen die in den Kehlkopf hineingestossenen Gefühle und Willensimpulse zu sehen, die der Mensch an der Aussenwelt empfindet. An allem Konsonantischen haben wir zu sehen, was der Mensch an Gebärden nachbildet dem, was er in der Aussenwelt wahrnimmt.

Nehmen wir zum Beispiel an, der Mensch will einen Winkel ausdrücken, so hat er diesen Winkel zunächst als Anschauung vor sich. Würde er mit seiner Hand die Schenkel dieses Winkels verfolgen, so würde er es so machen (Gebärde). Dieselbe Bewegung, die er so mit der Hand macht, macht er in Wirklichkeit, wenn er gewisse Konsonanten ausbildet, mit den Sprachwerkzeugen. Die Sprache ist in dieser Beziehung nur der hörbare Ausdruck von Gebärden, die nur nicht äusserlich mit den Gliedern gemacht werden, sondern die mit viel feineren Teilen der menschlichen Organisation, mit dem dem Menschen zur Verfügung stehenden Luftorganismus gebildet werden. Wenn Sie diese innere Gesetzmässigkeit nehmen, dann werden Sie sich allmählich überhaupt eine Anschauung darüber bilden, wie die Sprache entweder direkt die äussere Welt nachahmt, oder wie sie Nachahmung desjenigen ist, was der Mensch mit der äusseren Welt empfindungsgemäss erlebt.

Nehmen wir zum Beispiel an: der Mensch steht zwei Tatbeständen gegenüber, die so an ihn herantreten, dass er das eine und das andere tun kann. Da wird er zunächst instinktmässig ins Nachdenken gebracht, wie er das eine oder das andere tun kann. Ist der Mensch noch mehr oder weniger - was ja alle Menschen auf primitiver Entwicklungsstufe der Sprachentwicklung sind - ein «Nachahmungstier», so geht die Beziehung, in die er zu der äusseren Welt kommt, noch in die äussere gliedliche Gebärde über. Er macht es so (die Gebärde wird gezeigt): Er macht den Entscheid zwischen seiner rechten Hälfte und seiner linken Hälfte; das heisst, er drückt dadurch aus, dass er innerlich sich in zwei spaltet, weil zwei äussere Tatsachenbestände an ihn herantreten. Er spaltet sich innerlich in zwei Teile, um abzuwägen, wohin das stärkere Gewicht in seinem Denken neigt. Also, er macht es so (Gebärde): er scheidet, entscheidet oder teilt auch. Und natürlich, wenn er zu einem günstigen Entschliessen kommen soll, dann muss er möglichst weit zurückgehen: daher teilt er nicht nur sich, sondern er *ur-teilt* sich, und Sie haben das Wort *Urteil* durchaus zu begreifen als eine innerlich ins Lautliche umgesetzte Gebärde. So ist alle konsonantische Bildung Gebärdenbildung, die sich eben nur metamorphosiert hat in einen Lautbestand.

Was da zugrunde liegt, das kann in dem ganzen Gang der Sprachentwicklung verfolgt werden. Zuerst ist der Mensch ein Wesen, das mehr in der Aussenwelt lebt, er wird nach und nach erst ein innerliches Wesen; er lebt zunächst in der Aussenwelt. Er lebt mit den Dingen besonders in jenen Zeiten, wo noch das ursprüngliche, primitive Hellsehen vorhanden ist. In den Zeiten dieses ganz ursprünglichen, primiti-

ven Hellsehens, da denkt der Mensch nicht viel an sich; er hat auch nicht eine bestimmte Anschauung von sich, sondern er weiss, dass es allerlei Gespenster, allerlei Elementargeister gibt, die er in dem wahrnimmt, was wir jetzt äusserlich Dinge nennen; aber er sieht auch in sich selbst noch ein Elementarwesen. Du, sagt er sich, bist durch Vater und Mutter in die Welt hereingezogen. Er objektiviert sich noch selber. Daher werden wir finden, dass der sprachbildende Genius auf ersten sprachbildenden Stufen zunächst hauptsächlich konsonantisch wirkt, und die primitiven Sprachen werden hauptsächlich konsonantische Sprachen sein, weil dem primitiven Menschen die Innerlichkeit noch fehlt. Primitive Völker, die also stehen geblieben sind auf diesen ursprünglichen Stufen, die haben daher reichlich konsonantische Bildung in ihrer Sprache, konsonantische Laute, die sehr deutlich das Element der Nachahmung äusserer Tatbestände zeigen. Solche Schnalzer zum Beispiel, wo direkt durch die menschlichen Sprachorgane etwas zustande kommt wie schwere Peitschenknalle und dergleichen, wie sie gewisse afrikanische Völker noch hervorbringen, die hören später wiederum auf, wenn der Mensch mehr sein empfindungsgemässes innerliches Element in den Lautbeständen offenbart. So dass eine erste Stufe in den konsonantischen Bildungen gesehen werden muss. Eine zweite Stufe wird dann gesehen werden müssen in den vokalischen Bildungen. Aber diejenige Innerlichkeit, die in diesen vokalischen Bildungen uns entgegentritt, die ist eben ein Durchgangsmoment, und wenn dann wiederum in bezug auf den sprachlichen Genius Alterserscheinungen eintreten, dann hört die vokalisierende Kraft wiederum auf, und die Kraft, konsonantisch zu bilden, tritt ein.

Es geht also eigentlich der Gang, den der Mensch bei der Sprachentwicklung nimmt, von aussen nach innen und wiederum von innen nach aussen. Das aber, was man so an dem Lautbestand direkt beobachten kann, das ist für die ganze Sprachbildung ein durchgreifend Wesenhaftes. Es ist das so sehr ein durchgreifend Wesenhaftes, dass wir in allen Formen des Sprachlichen es wieder antreffen. Wir treffen überall erst eine Stufe der Sprachentwicklung, wo gewissermassen der Mensch noch selbstlos, unbewusst schafft an seiner Sprache; da hat er noch den Trieb, das eine Wort, welches das eine bezeichnet, äusserlich an das andere anzusetzen. Aber auf dieser Stufe ist der Mensch zugleich ein sehr lebendiges Wesen. Indem der Mensch sich später verinnerlicht und vergeistigt, geht ihm ja ein Stück von dieser primitiven Lebendigkeit verloren; er wird innerlicher, unlebendiger, eben abstrakter, und er hat nicht die Kraft, dasjenige, was für ihn äussere Anschauung ist, später hineinzugiessen in das Wort selbst: er setzt es mehr an. - Wir können solche Erscheinungen studieren, und sie an charakteristischen Beispielen zu verfolgen, ist ausserordentlich interessant. Wenn Sie zum Beispiel noch im Althochdeutschen haben *salbom*, *ich salbe*, dann können Sie durch alle Persönlichkeitsbezeichnungen hindurchgehen: *salbom: ich salbe*, *salbos: du salbst*, *salbot: er salbt*, *salbomes: wir*

salben, salbot: ihr salbet, salbont: sie salben. In diesen sechs Worten, durch die also das *salben* konjugiert wird, haben Sie immer das *salbo* als das, was zum eigentlichen Verbum, zu der Tätigkeit gehört. Dasjenige, was darangefügt ist, haben Sie immer als das anzusehen, was am Worte macht, dass die Persönlichkeitsbezeichnung da ist: also für *ich: m*, für *du: s*, für *er: t*, für *wir: mes*, für *ihr: t*, für *sie: nt*. Dass diese Endlautbestände in den Worten noch selber drinnen sind, das ist in der folgenden Weise zu verstehen. Erstens die Gegensätzlichkeiten *ich, du, er, wir, ihr, sie* treten in einer solchen primitiven Stufe, wie die, mit der wir es da zu tun haben, so auf, dass sie der Mensch sehr äusserlich ansieht: er fügt sie zu demjenigen, was die Tätigkeit ausdrückt, hinzu. Aber er ist doch innerlich lebendig, er verbindet sie lebendig mit der Bezeichnung für die Tätigkeit. Also dieses Zweifache ist dabei zu berücksichtigen: erstens die Hinlenkung auf das Äussere; zweitens das Hinzufügen an die innere lebendige Umbildekraft des hauptsächlichsten Wortes selbst. Dass nicht etwa ursprünglich bloss im Tätigkeitsworte wie ein organischer Teil, also schon etwas verinnerlicht, das *ich, du, er, sie, es* empfunden wurde, das können Sie daraus ersehen, dass diese einfach mit dem hauptsächlichsten Worte zusammengeleiteten Bezeichnungen in dem verwandten Sanskrit durchaus als selbständige Bezeichnungen für *ich, du, er, sie, es* vorhanden sind. Denn das *m*, das Sie da im Althochdeutschen haben, das ist nur das metamorphosierte *mi: ich* des Sanskrit; das *s* ist das metamorphosierte *si: du* des Sanskrit; *t = ti: er, sie, es; mes* — das metamorphosierte *masi: wir* des Sanskrit; das *t* — das metamorphosierte *tasi: ihr; nt =* das nur etwas flüchtig gesprochene *anti: sie* des Sanskrit. Sie sehen also am Sanskrit noch, dass es sich nicht etwa darum handelt, dass man das Haupttätigkeitswort innerlich bloss biegt und dann an der Biegung die Persönlichkeitsbezeichnung empfindet, nein, man hat in der Anschauung die Persönlichkeitsbezeichnung. Man ist innerlich lebendig genug, diese Persönlichkeitsbezeichnung hineinzuzusammensetzen in den Lautbestand, der das Hauptsächlichste ausdrückt. Das ist ein wichtiger Unterschied; denn Sie könnten leicht glauben, auf diesen primitiven Stufen wäre hauptsächlich ein innerliches Biegen der Worte vorhanden. Nein, das ist es nicht: es ist eine innerliche Lebendigkeit, um beide Bestandteile miteinander zu verknüpfen. Also die Tätigkeit ist als solche eine konsonantische Tätigkeit, nicht eine vokalisierende Tätigkeit. Wenn dann eine Sprache wie die lateinische auf die Stufe kommt, dass sie im inneren Organismus des Lautbestandes selbst die Persönlichkeitsbezeichnung empfindet, dann ist das eben schon eine Stufe, die einer grösseren Innerlichkeit des betreffenden Sprachgenius entspricht. So rankt sich der Sprachgenius hinauf aus der Äusserlichkeit in die Innerlichkeit; und er macht das so, dass er zunächst hinten anhängt, was er als äussere Tatsache wahrnimmt: *salbom: ich salbe; salbos: du salbst!* So wie man auf primitiveren Stufen nicht sagt Karl Meyer, sondern der Meyer-Karl, so war es auch da; was spezifiziert, das fügt man hinten

an. So ist es auch hier nicht anders, als dass das Spezifizierte, das durch die Persönlichkeitsbezeichnung Spezifizierte hinten angefügt wird.

Gerade der Weg, diese Bezeichnung hinten wegzunehmen und sie selbständig vorne hinzuzufügen, das ist der Weg zur äussersten Verinnerlichung, zu jener Verinnerlichung, die dann das Innere geistig abstrakt wahrnimmt. Da sondert man die Person also ab und stellt sie vorne hin. Und sie können an der Sprache etwas Wichtiges ablesen, Sie können zurückgehen auf die primitiven Formen des sprachbildenden Genius, wo dieser eigentlich vom Ich und Du, getrennt von den äusseren Dingen, nichts weiss, wo er also noch in das Wort hineindrängt dasjenige, was er über dieses Ich und Du zu sagen hat. Dann findet er es im Worte selbst darinnen - eine Sprache auf dieser Stufe ist die lateinische -, und dann holt er es heraus, kommt zur Selbstschau, kommt zum Egoismus und stellt das Ich und Du vorne hin. Dieses Egoistischwerden, dieses Zur-Selbstschau-Kommen, das ist im Grunde genommen dasjenige, was sich klar abspiegelt in der Sprachentwicklung. Man kann sagen, das «Erkenne dich selbst» in einer gewissen unterbewussten Stufe, das ist durchgeführt worden in der Nachfolge des apollinischen Spruches: «Erkenne dich selbst» durch die nachfolgende abendländische Sprachentwicklung, die dann überall die Persönlichkeitsbezeichnungen herausgeholt hat aus den Wortbeständen, welche noch Ausdruck waren für das Innerliche, die aber nicht auch innerlich sich vollständig losgelöst hatten. Sie werden eben die Sprachen nicht studieren können, wenn Sie nicht das befolgen, was ich schon gestern sagte: wenn Sie sie nicht als Ausdruck der seelischen Entwicklung betrachten.

Sehen Sie, an der noch lebenden Sprache können Sie die Überreste, ich möchte sagen, der vokalisierenden und konsonantisierenden Macht noch durchaus verfolgen. In den Verben, in den Tätigkeitswörtern liegt etwas, wodurch sie einen mehr vokalisierenden Charakter überhaupt haben, wodurch bei ihnen das Vokalische die Hauptsache ist. Sie brauchen nur eine geringfügige Überlegung, dann werden Sie sich sagen können: Bei jenen Verben, Tätigkeitswörtern, wird das Vokalisierende, das innerlich Empfindende die Hauptsache sein, welche etwas ausdrücken, worin der Mensch sich gewissermassen hineinlebt, womit er sich verbindet. Sehen Sie, es ist ein Unterschied zwischen jener inneren Verfassung, in der Ihre Seele jetzt ist, und der, in welcher Ihre Seele vor nicht langer Zeit war. Jetzt sitzen Sie, und Sie sitzen schon eine ganze Weile. Das, was dieses Sitzen ausdrückt, mit dem haben Sie sich verbunden, das ist etwas sehr innerlich mit Ihnen Verbundenes, dieses Sitzen. Dass Sie zu diesem Sitzen gekommen sind, ist dadurch geschehen, dass Sie sich zuerst gesetzt haben: mit diesem Setzen sind Sie weniger innerlich verbunden, es ist Ihnen mehr äusserlich. Sie können sich nicht eine halbe Stunde lang setzen, weil Sie sich nicht mit dem Setzen so innig verbinden können; aber Sie können eine halbe Stunde und noch länger sitzen, weil Sie sich mit dem Sitzen eben innerlich ver-

binden können. Es ist richtig so, dass der Lautbestand für Sitzen von Ihnen vokalisierend empfunden werden muss, für Setzen mehr sich veräusserlichend, konsonantisierend empfunden werden muss. Wenn Sie aber vokalisierend empfinden, dann werden Sie auch aus dem sprachbildenden Genius heraus die innerliche Kraft haben zu vokalisieren, und Sie werden vokalisieren, indem Sie das Wort verschieden anwenden: *sitzen*, *sass*, *gesessen*. Bei der konsonantisierenden Tätigkeit, die Sie ausüben, und die sich ausdrückt durch Setzen, werden Sie eben konsonantisierend sein und werden nicht *setzen* irgendwie vielleicht als *satzen* oder so etwas bilden, sondern Sie müssen ein Äusserliches abbilden, und das tun Sie dadurch, dass Sie *setzen* sagen. Und wenn Sie jetzt ausdrücken wollen, dass das vor einiger Zeit war, so sagen Sie: *setzentat*: Sie tun sich setzen, und das wird in Metamorphose *setzte*; denn das *te* ist das metamorphosierte *tat*. Bei Leuten, welche heute noch etwas von solcher sprachbildenden Kraft in sich haben, wird in solchen Fällen noch konsonantisiert, es ist ein übertragenes Konsonantisieren. Aber solche Menschen müssen dann auf einer primitiveren Bildungsstufe gegenüber der Allgemeinheit stehen. Solche Menschen haben heute noch immer das Zeug in sich, möglichst wenig zu vokalisieren, und um so mehr das äusserlich Tätige, den äusseren Bestand nachzuahmen in den Lautbeständen, die sie durch Zusammenfügen, Zusammenleimen mit dem Tun ausdrücken. Sie können das sehen, wenn zum Beispiel ein etwas primitiverer Landwirt, der eine Ehre darein gesetzt hatte, seinen Sohn an der Universität studieren zu lassen, zu folgender Äusserung kam: Er wurde gefragt, was sein Sohn auf der Universität mache. Der Sohn hatte zunächst die primitiveren Erbschaftsdinge weniger dazu benützt, um sich in das abstrakt Geistige des Universitätslebens zu vertiefen, sondern mehr dazu, in den Äusserlichkeiten desselben aufzugehen. Und so sagte der Vater, als er gefragt wurde, was sein Sohn auf der Universität mache: Spazierengehen tut er, bummeln tut er, saufen tut er, Allotria tun tut er, aber tun tut er nichts!

Da ist ein starkes Fühlen der Innerlichkeit in demjenigen, was in das sprachbildende Tätigkeitswort übergeht. Sie werden bei jenen Lautbeständen, die heute noch ihren Charakter, namentlich ihren Bedeutungscharakter erhalten haben, immer fühlen, wie das, was, wie man sagt, ablautet, was also vokalisierend den Laut in sich ändert beim Konjugieren, dasjenige ausdrückt, womit sich der Mensch innerlich mehr verbindet. Dagegen wird er bei allem, was innerlich gebildet wird, was aber dasjenige ausdrückt, womit sich der Mensch nicht so innerlich verbindet - was ihm also nicht ein Gefühltes wird, sondern ein bloss Angeschautes bleibt —, den Ablaut nicht entwickeln können. So, wenn Sie sagen: *ich singe*, *ich sang*, da haben Sie den Ablaut. Ganz anders, wenn Sie sagen: *ich senge*, *brenne an*. *Senge*, das Wort hat seinen Lautbestand dadurch, dass das Feuer *singt*. *Ich senge* = *ich mache irgend etwas singen*. Wenn Sie *singen*, so verbinden Sie sich innerlich mit dem, was Sie

durch den Lautbestand zum Ausdruck bringen wollen; wenn Sie *sengen*, so verbinden Sie sich innerlich nicht damit; Sie schauen es an, indem Sie sich selbst äusserlich anschauen: daher wird es nicht ablauten, sondern bildet *ich senge, ich sengte*.

Wo Sie solche Dinge heute nicht mehr bemerken, da sind eben die Worte so stark metamorphosiert, dass es nicht mehr bemerkbar ist. Da muss man auf frühere Zeiten des Lautbestandes zurückgehen. Es ist wirklich ausserordentlich bedeutsam, dass man dieses Leben des Menschen zuerst mit der Aussenwelt, dann die Verinnerlichung und dann die nächste Stufe der Verinnerlichung, wo er auf das eigene Innere mit dem Worte deutet - wie zum Beispiel in den persönlichen Fürwörtern -, dass man diese drei Stufen wirklich verfolgen kann. Und Sie werden sich das Verständnis der Sprachbildung ganz besonders erleichtern, wenn Sie sich einlassen auf die Beobachtung dieser Richtlinie. Die Sprache wird wirklich dadurch zu einem Zusammenfluss des gedanklichen Elementes und des Willenselementes im Menschen, und sie erscheint auf ihrer primitiven Stufe so, dass da, wo der Laut noch sehr zusammenhängt mit dem Vorstellungsmässigen, das Gedankenmässige sogar schwer zu unterscheiden ist von dem Willensmässigen. Unser jetziges Sprechen, namentlich unser hochdeutsches Sprechen, ist eigentlich schon etwas ausserordentlich an den Willen Gebundenes. Wir sprechen mit dem Willen und lernen gewohnheitsmässig den Willen anwenden, indem wir sprechen lernen; und wir begleiten dieses Sprechen mit den Vorstellungen, die wir gewohnt worden sind mit jenen Willensäusserungen zu verbinden. Im Englischen ist es noch ganz anders, und daher ist für den, der solche Dinge beobachten kann, hochdeutsch sprechen - die Dialekte sind ja dem Englischen noch ähnlicher - eigentlich für den Unbefangenen eine ganz andere menschliche Tätigkeit als englisch sprechen. Englisch-Sprechen ist noch viel mehr eine Tätigkeit, wo im Sprechen, im Lautentwickeln selber gedacht wird, während das Hochdeutsch-Sprechen etwas ist, wo im Lautentwickeln nicht gedacht wird, sondern das Denken als eine Parallelerscheinung neben der Lautentwicklung einhergeht. Überhaupt, die westlichen Sprachen haben sich noch viel mehr bewahrt von diesem Zusammengehören, von diesem instinktmässigen Zusammengehören von Laut und Vorstellung als die mitteleuropäischen Sprachen. Und daher haben auch die westeuropäischen Sprachen eine solch starre Form angenommen. Man kann kaum irgendwie etwas in den westeuropäischen Sprachen formulieren, ohne dass einem gesagt wird: Das kann man nicht sagen, so drückt man sich nicht aus. - Das ist eine Sache, die es im Hochdeutschen so nicht gibt. Da kann man beinahe alles sagen: da kann man das Subjekt da hinstellen, dort hinstellen, denn der Gedanke geht mehr parallel mit dem Lautbestande als in den westlichen Sprachen. Nur indem wir an ältere Stufen unserer Sprachbildung herankommen, kommen wir auch immer mehr und mehr zu einem strengen Verbundensein von Vorstellung und Lautbestand, und daher können wir an unseren älteren Stufen

und Dialekten das studieren, was bei den westlichen Sprachen heute noch immer als ein Atavismus vorhanden ist.

Wenn Sie von diesem Gesichtspunkte aus mit lebendigem Sprachgefühl die Sprache studieren, führt Sie das zu gleicher Zeit tief hinein in das Wesen von Volkseelen. Nehmen Sie einmal an, wir haben ein Objekt, einen Gegenstand vor uns. Wir bilden als primitive Menschen aus konsonantischem und vokalischem Elemente heraus den Lautbestand für diesen Gegenstand; also, sagen wir *Wagen* für das, was fortfährt. Wenn wir denselben Gegenstand in der Mehrzahl vor uns haben, also eine Anzahl von solchen Gegenständen, da bilden wir die Mehrzahl, indem wir sagen: *die Wägen*. *Die Wagen* ist zwar korrekt, aber eigentlich eine nicht im Organismus der Sprache gebildete Form, eine mehr der Schriftsprache angehörige Form. Warum bilden wir da den Umlaut? Wir haben uns den Lautbestand an dem Singular gebildet. Da hat sich unser Bewusstsein in der Sprachbildung entzündet, da hat es sich belebt, darauf waren wir aufmerksam. Wenn wir nun die Mehrzahl bilden, dann überschauen wir den Tatbestand weniger, dann haben wir das Bedürfnis, die Sache etwas nebuloser auszudrücken: wir trüben den Laut *a* in *ä* ab. So ist der ursprüngliche Lautbestand immer bei normal bewusstem Beobachten eines Tatbestandes oder einer Empfindung gebildet. Dasjenige, was dann weniger beobachtet wird oder beobachtet werden kann, das wird durch eine Trübung angezeigt. Dabei kommt es darauf an, dass man nur sieht, wie sich da etwas im Menschen verschiebt. Der Dialekt sagt in vielen deutschen Gegenden nicht der *Wagen*, sondern der *Wogn*. Denn ist die normale Aufmerksamkeit beim Bilden des Lautbestandes so gewesen, dass ein *o* geantwortet hat, dann wird die Trübung nur so ausgedrückt, dass man sagt: die *Woagn* im Plural. Das können Sie bei einer ganzen Reihe von Erscheinungen verfolgen.

Nur auf das möchte ich Sie noch aufmerksam machen. Sehen Sie, auf Anschauung beruht vieles in der konsonantischen Sprachbildung früherer Zeiten; und vieles von dem, was da die Seele empfunden, in ihre Verfassung aufgenommen hat, das hat sich auch in primitiven Gemütern noch erhalten und kann da studiert werden. Aber diese Anschauung, als sie besonders lebendig war, war noch durchaus verknüpft mit einer Art primitiver Hellsichtigkeit, nicht bloss mit dem Schauen der äusseren Welt, das ein sinnliches ist. Da würden die stramm anschaulichen Wortbezeichnungen, die wir Gott sei Dank doch noch erhalten haben, niemals herausgekommen sein. Nehmen wir ein Beispiel: Ein ursprünglich empfindender Mensch, der noch - wenn auch noch so schwach — in der Sphäre des atavistischen Hellsehens drinnen war, der empfand, dass es bei dem Menschen in der Regel so ist, dass sein physischer Leib etwas in sich enthält, was wir heute den Ätherleib nennen; so dass also der primitive Mensch durchaus den Kopf (es wird gezeichnet) und - darüber hinausragend - den zweiten Kopf empfand. Den Kopf empfand er als den Ausdruck

des Denkens. Man könnte daher in einer Bezeichnung, die der unsrigen sehr verwandt ist, auch sagen: Die primitiven Menschen mit ursprünglichem Hellsehen bezeichneten den Menschen vom Denken aus. Sie haben es im Worte *manas* als *Mensch*. *Mensch* ist ja dasselbe wie *manas*. Nun, das ist der Mensch, wie er uns gewöhnlich begegnet. Doch wusste der atavistisch hellseherische Mensch, dass man auch anderen Menschen begegnen kann, die - ich mache natürlich einen Scherz, den man nicht trivialisieren dürfte - diesen übersinnlichen Menschen nicht so schön philiströs mit dem sinnlichen zusammengebunden haben, sondern die ihn irgendwie nicht ganz in den anderen Menschen hineinpassend haben. Da empfanden sie: dieser Ätherleib ist *verrückt*, was dann übertragen ist auf das ganze Wesen: der Mensch ist *verrückt*. Es ist ein rein äusserlicher Tatbestand - die Verrückung des Ätherleibes - ausgedrückt. Und gerade diese Art von Anschaulichkeit, die zurückführt auf eine Anschaulichkeit in Zeiten, da man noch das Geistige beobachten konnte, die ist ausserordentlich interessant. Und würden es Menschen tun, würden die gelehrten Sprachforscher nicht so schlafen, dass sie eigentlich nur ganz äusserlich materialistisch verfahren und gar nicht eingehen auf das innere Seelische, das nur seinen äusseren Ausdruck findet im äusserlich Sprachbildenden, so würden die Sprachwissenschaften von selbst zuerst in die Seelenwissenschaft und dann in die Geisteswissenschaft hineintreiben können. Deshalb ist es so schade, dass unsere Sprachwissenschaft so materialistisch geworden ist. Denn dadurch haben nicht einmal die jungen Leute Gelegenheit, an der Sprachbildung und ihrer Erkenntnis das Wirken von Seele und Geist zu beobachten.

Ich glaube nun doch, dass denjenigen unter Ihnen, die Lehrer an der Waldorfschule sind, das, was ich gewissermassen als die Richtlinien geben wollte durch Beispiele, auch schon jetzt nützlich sein kann, wenn Sie es in Ihre Seelenverfassung aufnehmen. Erstens dadurch, dass es Sie anregen wird, manches an der Sprache zu bemerken, was Sie beim Unterrichten, wenn Sie den Geist einer solchen Betrachtungsweise in sich aufnehmen, in der mannigfaltigsten Weise werden nutzbar machen können. Das kann durchaus zur Verwendung kommen zwischen Ihnen und Ihren Schülern, weil ja das Sprechen das verbindende Element des Unterrichts ist. Namentlich hilft man sich stark, wenn man selber versucht, in die Worte wiederum etwas von der ursprünglichen Empfindungsstärke und Anschaulichkeit hineinzubringen: dadurch erzieht man sich zu einem lebendigeren Fühlen, als man es sonst entwickelt. Wir modernen Menschen gehen ja eigentlich ziemlich stark als lebendige Leichname herum, und nicht zum geringsten aus dem Grunde, weil unsere Sprache so stark aus dem Herzen irgendwohin hinuntergefallen ist. Sie ist zu einem unbewussten Willenselemente geworden. Wir fühlen den *i* und *u* und *e* und *m* nicht mehr an, was Seelisches in ihnen liegt; wir erziehen uns nicht dazu, Gleichlaufendes auch mit seelisch gleichen Empfindungen zu durchdringen. Wir sind im Ver-

stehen, im Begreifen abstrakt, wir sind aber auch im Sprechen abstrakt. Für denjenigen, der ein recht lebendiges Sprachgefühl hat, für den ist vieles von dem, was die Menschen der Gegenwart sprechen, so, als wenn es der Ausdruck eines Phonogrammen wäre, dessen Platte aber vor uralter Zeit schon beschrieben worden ist. Wir müssen uns wiederum mit der Sprache verbinden können. Allerdings, es wird dann eine Art Selbsterziehung so notwendig sein, dass wir innerlichinhören, wenn wir sagen: *rauh*, und den Lautbestand *rauh* innerlich empfinden. Und wenn wir sagen, indem wir diese Figur wahrnehmen (es wird gezeichnet): das ist eine *Raute*, können wir *rauh* so empfinden, dass wir dasjenige, was wir eben an dem *Rauhen* fühlen, als die Wahrnehmung von *Ecken* empfinden. Dann werden wir uns auch aufschwingen können, heute noch, wenn wir solch eine Figur haben, ihr Eckiges mit dem *rauh* verwandt zu empfinden, und das *t* werden wir als *tut* empfinden: dasjenige, was *rauh tut*, ist die *Raute*. Es wäre ein starkes Element, Imponderabilien im Unterrichte zu entfalten, wenn wir nicht so sehr auseinanderfallen liessen Lautbestand und Vorstellung. Bitte, was können wir denn viel an Imponderabilien empfinden, wenn wir uns mit dem Kinde über diese Figur unterhalten und sagen: Das ist ein Rhombus? - Wir empfinden ja selbst nichts, wenn wir *Rhombus* sagen. Was könnte sich für eine Grundlage entwickeln für die Aufmerksamkeit, die dem Unterricht zugrunde liegt, wenn wir aus den Lautbeständen heraus uns selber wieder erziehen und dann auch das Bedürfnis bekommen, die Kinder nach dieser Richtung zu erziehen.

Dieses mit Bezug auf all dasjenige, was Sie inhaltlich zu Ihrer Selbsterziehung aus einer solchen Anschauung des Sprachlichen gewinnen können, wie ich es versuchte, Ihnen in diesen Stunden vorläufig anzudeuten. Aber auch Methodisches, meine lieben Freunde, wollte ich Ihnen zeigen: Mein Bestreben ging dahin, an charakteristischen konkreten Beispielen wichtige Richtlinien zu entwickeln. Ich glaube, dass wahrscheinlich so ein richtiger Hochschullehrer von heute dasjenige, was ich Ihnen hier in den paar Stunden entwickelt habe, ganz gut in drei Bänden verarbeiten könnte. Er würde dabei natürlich nach Vollständigkeit streben, aber es würde dabei weniger möglich sein, dass gerade die Hauptlinien, die unser Denken, unser Vorstellen, unser Empfinden anregen, dabei herauskämen. Wenn Sie nun schon im Elementarunterricht so verfahren, wie gerade hier in diesem Sprachkursus verfahren worden ist, dann werden Sie gute methodische Grundsätze entwickeln, dann werden Sie überall die Versuche machen, recht charakteristische Beispiele zu suchen für das, was Sie Ihren Schülern vorbringen wollen, und Sie werden das Anschauen und das Empfinden charakteristischer Beispiele verbinden können mit dem Wahrnehmen des Geistigen an diesen Beispielen. Denn es gibt kein besseres Mittel, die Kinder in den Materialismus hineinzutreiben, als wenn man ihnen abstrakten Unterricht gibt. Spirituellen Unterricht gibt man an konkreten Beispielen; aber man darf nicht ausser acht lassen, an diesen konkreten Beispielen das Seelische und

Geistige sich offenbaren zu lassen. Deshalb glaube ich, dass dasjenige, was ich Ihnen hier gegeben habe, eine praktisch methodische Ergänzung auch des Kurses sein kann, den ich vor Beginn des Waldorfschul-Unterrichtes Ihnen gegeben habe. Und ich glaube, dass Sie auch manches gewinnen könnten, wenn Sie sich jetzt überlegten: Wie soll ich, ins Kindliche übersetzt, den eigenen Unterricht so einrichten - man kann ihn in allen Gegenständen so einrichten -, dass er dieses Heranziehen *des Geistigen* an einzelnen konkreten Beispielen nachbildet? Wenn Sie das tun, werden Sie auch nicht leicht in die Gefahr kommen, in die fast aller Unterricht kommt: mit dem Lehrstoff nicht fertig zu werden. Man wird immer nur dann nicht fertig, wenn man diesen Lehrstoff atomisiert; denn dann ist man zu sehr dazu verführt, die einzelnen Atomismen, die man durchnimmt, uncharakteristisch zu machen und das Charakteristische durch das Anhäufen hervortreten zu lassen. Es gibt natürlich für alle Unterrichtszweige uncharakteristische Beispiele. Bei diesen muss man vieles aneinanderreihen. Gibt man sich die Mühe, charakteristische Beispiele zu wählen und am Beispiel das Spirituelle zu entwickeln, dann kann man eine gewisse Ökonomie des Unterrichts erzielen. Es wäre mir recht, meine lieben Freunde - und namentlich denjenigen unter Ihnen hier, die Lehrer an der Waldorfschule sind, denen sei es in aller Freundschaft gesagt -, es wäre mir recht, wenn dieses Zweifache bemerkt worden wäre in diesen improvisierten Stunden: erstens die Anregung zur Selbsterziehung durch eine gewisse Verbrüderung mit dem Sprachgenius, und auf der anderen Seite, wenn die Methodik des Unterrichts in dem zuletzt angedeuteten Sinn etwas beeinflusst werden könnte.

Dann wollen wir, wenn ich wiederkomme, hoffentlich in ganz naher Zeit, solche Sprachbetrachtungen fortsetzen.